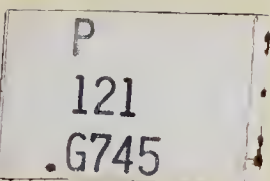


GUNTERT - SCHERER

GRUNDFRAGEN

DER

SPRACHWISSENSCHAFT



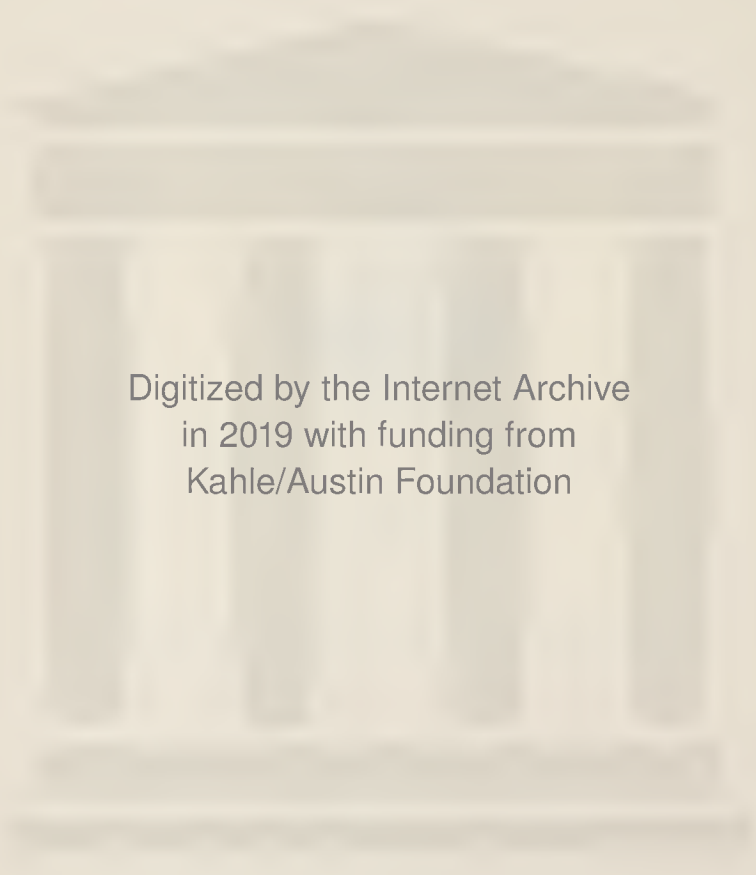
QUELLE & MEYER • HEIDELBERG

NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY
LIBRARY

8.80
/6. -



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

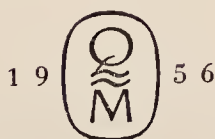
HERMANN GÜNTERT

GRUNDFRAGEN
DER
SPRACHWISSENSCHAFT

2. Auflage, bearbeitet von

DR. ANTON SCHERER

o. Prof. für Vergleichende Sprachwissenschaft
an der Universität Heidelberg



QUELLE & MEYER • HEIDELBERG

P 121

G 745

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

© 1956 Quelle & Meyer, Heidelberg — Printed in Germany

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz AG., Würzburg

Einband: Großbuchbinderei Karl Hanke, Düsseldorf

Die aus tausend Quellen entsprungenen Bäche der Volksgeschichte kehren in der Sprache, zu einem einzigen Hauptstrom vereinigt, wieder in den einzelnen Menscheng Geist zurück und führen ihm ihre Reichtümer zu. Echtes Sprachstudium ist nichts Geringeres als Studium der Weisheit selbst.

Bürger

Vorwort der ersten Auflage

Der Aufforderung, für die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ ein Büchlein über Grundfragen der Sprachwissenschaft zu schreiben, bin ich um so lieber nachgekommen, als gerade im letzten Jahrzehnt teils infolge neuer Funde, teils infolge der allerorten sich regenden Neigung zur Synthese unsere Wissenschaft in einer gewissen Umbildung begriffen zu sein scheint. Obwohl natürlich bei dem vorgeschriebenen Umfang des Bandes von vornherein nur eine Auswahl aus der Fülle der Probleme und eine Beschränkung auf das nach meiner Ansicht Wesentliche möglich war, so hoffe ich dennoch, mit dieser Arbeit auch dem Fachmann manches Neue bieten zu können. Denn ich erblickte meine Aufgabe mehr darin, die grundlegende Bedeutung der Sprache für das Geistesleben aufzuzeigen und neue Anregungen zu geben, als etwa das seither Erreichte schön schwarz auf weiß zum Nachhausetragen für Anfänger in der Fachwissenschaft darzureichen. Nur auf diese Weise kann nach meiner Überzeugung das Interesse weiterer Kreise der Gebildeten, an die das kleine Buch sich ja vornehmlich wendet, für sprachwissenschaftliche Fragen erregt werden, nicht etwa durch kleinliche Beschränkung auf ein paar Einzelkenntnisse, die, für den Fachmann unentbehrlich, der Allgemeinheit mit vollem Recht höchst gleichgültig sind. Daß dadurch die Darstellung eine gewisse persönliche Note erhält, ließ sich allerdings nicht ganz vermeiden.

Möge mein Buch mit dazu beitragen, die Sprachwissenschaft aus ihrer seitherigen Isolierung zu befreien und ihr die gebührende Stellung innerhalb der Kulturwissenschaften zu bereiten!

171556 Hermann Güntert

Vorwort zur Neubearbeitung

Daß nach so langen Jahren eine Neubearbeitung der „Grundfragen“ von H. Güntert erscheint, ist durch wiederholte Nachfragen nach diesem ansprechenden und leichtverständlichen Buch veranlaßt. Es war für mich als Nachfolger des Verfassers auf seinem Heidelberger Lehrstuhl eine Art Ehrenpflicht, mich dieser Aufgabe zu unterziehen. Bei der schnellen Weiterentwicklung unserer Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten sind natürlich zahlreiche Ergänzungen und auch Abweichungen von den Ansichten des Verfassers nicht zu umgehen gewesen. Ich habe mich bemüht, die eigenen Zutaten möglichst kurz zu fassen und vor allem die anregende Form der Darstellung, die das Büchlein auszeichnete, zu erhalten.

Das Hauptanliegen Günterts, die Bedeutung der Sprache für das Geistesleben aufzuweisen, ist heute noch so aktuell wie damals. Auch das ist dem Buch in seiner neuen Fassung eigen geblieben, daß es die ausgetretenen Pfade vermeidet, daß es zum Nachdenken anregen und auch dem Fachmann etwas sagen will. Größere Änderungen hielt ich für nötig bei der Beurteilung des Wesens der Sprache (S. 11), der Entstehung des grammatischen Geschlechtes (S. 66 ff.), der Bewertung des Formenreichtums (S. 97 f.), der Frage nach dem Sprachursprung (S. 102 ff.) und bei der Sprachtypologie (S. 113 ff.). Ein kurzer Abschnitt über die Phoneme (S. 21 ff.) mußte hinzugefügt werden. Viele kleine Änderungen dienen dazu, die Gedanken des Verfassers noch mehr zu verdeutlichen.

Heidelberg, im September 1956

Anton Scherer

Inhaltsübersicht

	Seite
Vorwort	3
Einleitung	7
I. Teil: Die lautliche und die inhaltliche Seite der Sprache	
1. Die lautliche Seite der Sprache	10
2. Gründe der lautlichen Veränderung	23
3. Der Bedeutungsinhalt der Sprachformen	48
4. Beseelung und Verbildlichung	62
5. Gründe des Bedeutungswandels	78
II. Teil: Bau und Entwicklung der Sprachen	
6. Allgemeine sprachliche Entwicklungstendenzen	93
7. Verwandtschaft der Sprachen nach Bau und Entwicklung	113
8. Beeinflussung durch andere Sprachen	126
9. Umbildung zur Schriftsprache	134
10. Der Gedanke der Weltsprache	139
Zwei Grundrichtungen der Sprachbetrachtung	143
Weiterführende Literatur	148
Sachregister	150
Wortregister	152

Abkürzungen

ags.	= angelsächsisch (altenglisch)	finn.	= finnisch
ahd.	= althochdeutsch	Gen.	= Genetiv
ai.	= altindisch	got.	= gotisch
air.	= altirisch	hebr.	= hebräisch
aisl.	= altisländisch	idg.	= indogermanisch
arab.	= arabisch	lat.	= lateinisch
as.	= altsächsisch	lett.	= lettisch
avest.	= avestisch (altostiranisch)	lit.	= litauisch
berlin.	= berlinerisch	m.	= masculinum
breton.	= bretonisch	mhd.	= mittelhochdeutsch
dän.	= dänisch	mnd.	= mittelniederdeutsch
dial.	= dialektisch	n.	= neutrum
f(em).	= femininum	nhd.	= neuhochdeutsch

Die anderen Abkürzungen für Sprachen wie armen. = armenisch, mexik. = mexikanisch, pfälz. = pfälzisch, jap. = japanisch usw. verstehen sich ohne weiteres. Ein Sternchen vor einer Sprachform (*) bezeichnet sie als bloß theoretisch erschlossen.

Einleitung

»Im Anfang war das Wort.«

Der berühmte erste Satz des Johannesevangeliums birgt einen tiefen Sinn, auch wenn wir ihn buchstäblich auffassen: erst mit der Fähigkeit, seine inneren Erlebnisse, seine Wahrnehmungen und Gefühle, sein Empfinden und Begehren in Worten auszudrücken und kundzutun, ward aus einem Tier der Mensch, erst die Sprachbegabung krönt den Menschen zum Herrscher der Geschöpfe. Ohne Wort gäbe es keinen deutlichen Begriff, ohne Begriff keine höhere Form des Denkens, ohne Sprache kein geistiges Leben. Denn die einzelnen Begriffe, mittels deren der Mensch denkt, sind engstens an bestimmte Worte gebunden, ein wirkliches, eigentliches Denken ohne Worte ist nicht möglich. Mag immerhin mancher kürzere Denkvorgang, mancher Willensakt mehr instinktiv oder intuitiv verlaufen: ein höheres Geistesleben, das sich über ein trübes Gewoge bloßer Triebe und Empfindungen zur vollen Klarheit und Freiheit begrifflichen Denkens erhebt, ist und bleibt an die Sprachbefähigung geknüpft, alle geistigen Werte dankt der Mensch im Grunde seiner Begabung zur artikulierten Rede. Novalis sagt einmal in seinen Aphorismen: „Die Sprachlehre ist die Dynamik des Geisterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen, das Wort ‚Freiheit‘ Nationen“, und wenn der Dichter und Denker sich frei ins unermessliche Reich der Gedanken fortschwingt, so ist sein geflügelt Werkzeug dazu das Wort. So überwindet der redende Mensch mit der Sprache die Natur ringsum und gestaltet sich mit Hilfe der Worte schöpferisch eine eigene, subjektive Welt im Gegensatz und zum Gegenstück der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen: die Welt des Geistes — seines Geistes. Daraus ergibt sich zugleich, daß die Sprache das Fundament und den Urgrund einer jeden Kultur liefert.

Ist somit die Sprache das Werkzeug, das den Menschen aus den Banden des rein Tierischen und Physischen befreit und

ihm die Herrenstellung unter den Geschöpfen gesichert hat, ist sie die Fackel, mit der er ein wenig in das unheimliche, rätselhaft dunkle Reich des Geistes hineinleuchten kann, so ist es bei dieser ihrer grundlegenden Bedeutung für das Geistesleben kein Wunder, daß man schon sehr früh über das Wesen der Worte nachgedacht hat; das Interesse an sprachlichen Fragen ist schier so alt wie wissenschaftliches Denken überhaupt. In primitiven Zeiten, und noch lange darüber hinaus, scheute man in ehrfurchtsvollem Grauen die gewaltige Macht des Worts, mit dem man Einfluß auf die übersinnliche Welt der Geister gewinnen und die übelsten Verfluchungen vornehmen konnte. Dies beruht auf einem ganz richtigen Gefühl für den transzendenten Charakter der Sprache, die das Sinnliche ins Geistige umsetzt und dieses in einen sinnlichen Rahmen einspannt. Wo dann der menschliche Geist sich mit der Welt, die ihn umgab, wissenschaftlich auseinanderzusetzen begann, fand er in der Sprache bereits wichtige Vorarbeit geleistet. So untersuchte man nun die Sprache selbst, und zwar naturgemäß vor allem die Muttersprache, die man in naiver Weise als die eigentlich echte und rechte Sprachweise betrachtete; fremde Sprachen sah man nur als Kauderwelsch und Barbarengestammel an. Das war insbesondere der Standpunkt der alten Griechen, deren Ansichten über sprachliche Dinge bis in die Neuzeit herein Geltung hatten, und deren Fachausdrücke wir in der lateinischen Übersetzung, nicht immer zu Nutzen der Sache, heute noch dauernd gebrauchen. Natürlich hatten auch Hellenen fremde Sprachen gelernt, wie etwa Themistokles, der vor dem Großkönig besser persisch gesprochen haben soll als dessen Landsleute. Aber es verlautet nichts davon, daß sie auf Ähnlichkeiten mit ihrer griechischen Muttersprache geachtet hätten. In der Barbarenrede sah eben der Grieche nur etwas Rohes oder Entartetes, und das Stammeln des Fremdlings wirkte komisch auf ihn, wie ja Aristophanes in seinen Komödien persisch und skythisch sprechende Ausländer auftreten läßt und damit gewiß viel Gelächter erregt hat.

Für das christliche Mittelalter war die Anschauung des Alten Testaments über die Sprache maßgebend; Adam benannte die Wesen in göttlichem Auftrag, die Sprache — und zwar ist dabei an die hebräische gedacht — wurde also vom ersten Menschen geschaffen; die Sprachverwirrung, d. h. die Vielheit

der tatsächlich gesprochenen Sprachen, ist eine Strafe Gottes für den vermessenen Hochmut der Menschheit.

Die moderne Sprachwissenschaft wurde erst möglich, als man die Verwandtschaft des Indischen und Persischen mit den wichtigsten Sprachen Europas nachgewiesen und damit die größte Entdeckung gemacht hatte, die dem verflossenen Jahrhundert auf dem Gebiet der historischen Wissenschaften geglückt ist. Jetzt lagen Zusammenhänge klar vor Augen, von denen das Altertum und Mittelalter keine Ahnung gehabt hatte. Vor diesem mächtig erweiterten Ausblick mußten viele jener Ansichten unhaltbar werden, die man teils aus dem klassischen Altertum ererbt, teils aus der Bibel übernommen hatte. Wir können unsere Muttersprache, so sehr wir sie lieben und ehren, nicht als die einzig richtige, allein gültige Redeform ansehen, und wir versuchen, die bunte Mannigfaltigkeit menschlicher Rede als sinnvoll, nicht als Strafe, zu verstehen.

I. Teil

Die lautliche und die inhaltliche Seite der Sprache

1. Die lautliche Seite der Sprache

Der Begriff „Sprache“ ist durch zusammenfassende menschliche Denkarbeit gewonnen, in Wirklichkeit werden und wurden vielmehr die verschiedensten einzelnen Sprachen und Mundarten gesprochen. Durch das Vorbild der Erwachsenen lernt ein Kind eine bestimmte Tätigkeit der Sprachwerkzeuge und bestimmte Gehörseindrücke mit gewissen Vorstellungen zu verknüpfen. Der Nachahmungstrieb ist dabei der beste Sprachlehrer. Das Kind muß aber begreifen, daß die gehörten Wörter der Erwachsenen, die es nachzuahmen sucht, nicht einfache Wahrnehmungsobjekte und bloße Geräusche sind, wie Pfeifen und Summen, sondern daß diese Klänge etwas bedeuten, daß sie einen Sinn haben: und das muß jedes Individuum immer wieder selbst neu entdecken; die bloße Nachahmung kann diese Grundeigenschaft des Sprechens dem Kinde nicht beibringen, es muß die Befähigung zum Verstehen bereits als Anlage in sich tragen. Erst mit dem Erfassen der Wörter als sinnbezogener Lautverbindungen hat es das Wesen der Sprache erfaßt, erst jetzt geht es vom Lallen zum Sprechen über: es versucht, zuerst den vagen Eindruck einer Situation, dann ein bestimmtes Objekt dadurch wiederzubezeichnen, daß es die Laute nachzuahmen sucht, die es von seiner Umgebung im Hinblick auf diese Situation, auf dieses Objekt früher gehört hatte. Diese Verknüpfung zwischen den Gegenständen und bestimmten Bewegungen der Sprachwerkzeuge, die man als Wörter und Sätze entweder hört oder selbst vollzieht, wird durch häufige Wiederholung immer geläufiger und erfolgt schließlich ganz unbewußt und selbstverständlich. So haben wir alle unsere Muttersprache gelernt.

Aus diesen unmittelbar gegebenen Tatsachen können wir bereits einige wesentliche Folgerungen ableiten. Wir erleben

die sogenannte „Sprache“ in den einzelnen Gesprächen und Aussprüchen, also in der Tätigkeit des „Sprechens“. Sprechen ist eine immerwährende Neuordnung überkommener Einzelteile, ein Neuschaffen nach gedächtnismäßig bewahrten Mustern, gebunden an die Sprechgewohnheiten des Volkes. Die Sprache verwirklicht sich im Sprechen, sie selbst aber ist ein objektiv gewordenes menschliches Ausdruckssystem, nämlich die Gesamtheit der lautlichen Ausdrucksmittel, die zum Sprechen benötigt werden. Sie ist nicht etwa bloß deren Summe, denn mit dieser Bezeichnung würde den inneren Zusammenhängen nicht Rechnung getragen, die zwischen den einzelnen Elementen bestehen. Am besten wird man von einem „Gefüge“ reden. Die Sprache ist das Gefüge der sinnvollen Ausdrucksmittel, die zum Zwecke gegenseitiger Verständigung und Mitteilung im Gedächtnis der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft aufgespeichert sind.

Sprechen und Sprache gibt es also nie losgelöst vom Menschen, Sprache ist nichts irgendwie von Anfang an Selbständiges, vom menschlichen Geist Unabhängiges; sie ist nicht, wie man gemeint hat, eine Art für sich selbst bestehendes Wesen oder eine Art Organ, sondern man kann von der Sprache stets nur im Zusammenhang mit dem Menscheng Geist reden, der sich dieses System sinnenthaltender Ausdrucksmittel selbst geschaffen hat und immer wieder umformt und weiterbildet. Die besondere Art der Realität, die ihr trotzdem zukommt, läßt sich nicht mit der von konkreten Gegenständen oder Lebewesen vergleichen, wohl aber mit der Realität anderer menschlicher Einrichtungen, wie der Kultur eines Volkes im ganzen oder z. B. des Rechts. Auch dieses kommt nur im einzelnen Rechtsakt zur konkreten Wirklichkeit; es existiert aber doch nicht nur im Bewußtsein der einzelnen Menschen, sondern es wird diesen von außen her bekannt, es wirkt als Norm auf den einzelnen und die Gemeinschaft ein und schafft Tatbestände, wie Eigentum, Verpflichtung, Mündigkeit. So wird auch die Sprache an den Einzelmenschen durch seine Umgebung herangetragen, sie wirkt als Norm, sie beeinflusst das Denken und Fühlen und damit schließlich auch das Handeln der Sprachgenossen.

Fragen wir zunächst, wie das Sprechen eigentlich vor sich geht, so müssen wir uns die Tätigkeit der Sprechwerkzeuge

vergegenwärtigen. Die Lunge liefert den Luftstrom, der im Kehlkopf oder im Mundraum zum Laut gestaltet wird. Dieser Kehlkopf ist ein knorpeliges, birnförmiges Gebilde, das am oberen Ende der schlauchartigen Luftröhre sitzt; durch einen kranzförmigen Knorpel, den sogenannten Ringknorpel, wird der Verschuß zwischen dem eigentlichen Kehlkopf und der Luftröhre gebildet und zugleich ihr Zusammenklappen verhindert. Darauf ruht der Schildknorpel; er besteht aus zwei kongruenten geschweiften Flügeln, die ungefähr rechtwinklig zueinander stehen und vorn eine scharfe Kante bilden. Das ist der Teil des Kehlkopfs, den man beim Betasten so deutlich fühlen kann, und den das Volk „Adamsapfel“ nennt. Er dient zum Schild und Schutz für den wesentlichsten Teil der Sprechwerkzeuge, nämlich für die dahinter liegenden Stimmbänder. Besser nennt man diese beiden Hautfalten, die durch feine Muskeln bewegt werden, Stimmlippen. Durch die sogenannten Stellknorpel oder Gießkannenknorpel können diese Häute entweder weit voneinander getrennt werden, so daß sie sich an die innere Wand der Luftröhre wulstähnlich anlegen und ein freier Raum in der Mitte entsteht, oder sie können einander nähertreten, so daß sie nur einen dreieckigen Spalt, die Stimmritze, frei lassen; ja sie können sich sogar völlig berühren. Etwas oberhalb der Stimmlippen befindet sich zum Schutz noch eine wulstige Verengung, die von den sogenannten Taschenbändern bewirkt wird. Der ganze Kehlkopf kann von oben durch eine knorpelige Platte, den Kehldeckel, abgeschlossen werden. Meist steht diese Verschußklappe nach der Zunge zu frei aufwärts, beim Schlucken aber legt sie sich auf den Kehlkopf, damit keine Speiseteile in die Luftröhre gelangen. Denn zwischen Luftröhre vorn und Wirbelsäule hinten liegt ja die Speiseröhre. Der im Kehlkopf erzeugte Ton wird nun noch weiter gestaltet und gefärbt durch die Art, wie Schlund, Gaumen, Mund- und Nasenraum, Zunge, Zähne und Lippen auf den Luftstrom einwirken. Denn durch die verschiedene Art der Engen und Widerstände, die ihm hier entstehen, durch die besondere Resonanz, die auf diese Weise bewirkt wird, stuft sich der Laut in mannigfacher Weise ab. Man pflegt diese schallgestaltenden, den Resonanzraum bildenden Sprachwerkzeuge zusammen auch als „Ansatzrohr“ zu bezeichnen, indem man an das Bild einer Pfeife oder eines Dudelsacks denkt, Instrumente, die man sehr

wohl mit dem allgemeinen Bau des menschlichen Sprechapparates verglichen kann.

Die Sprachlaute entstehen, indem der beim Ausatmen aus der Lunge kommende Luftstrom, der sogenannte Expirationsstrom, durch die eben beschriebenen Sprachwerkzeuge getrieben wird und hier verschiedene Hemmungen erfährt, sei es im Kehlkopf an den Stimmlippen oder im Ansatzrohr oder in beiden zugleich. In der Ruhelage sind die Stimmbänder schlaff und weit geöffnet, lassen also den Luftstrom ohne Hindernis passieren. Werden sie nun aber durch die Stellknorpel angespannt, dann geraten sie wie Saiten in Schwingungen und erzeugen den Stimmton; dabei kann man beim Betasten der Kehlkopfgegend ein schwaches Zittern fühlen, und wenn man sich die Ohren zuhält, empfindet man den Stimmton als leises Summen. Lediglich auf ihm beruhen die Vokale, bei den Konsonanten wirken besondere Geräusche mit. Denn hier wird dem Luftstrom in den Schallräumen des Ansatzrohres noch weiterer Widerstand entgegengesetzt durch Lippen und Zähne, Zunge und Zäpfchen. Auch diese Hemmungen können verschieden sein: entweder wird der Luftstrom einen Augenblick ganz abgesperrt, indem ein vollkommener „Verschluß“ gebildet wird, oder es entsteht nur eine schmale Enge, durch die sich der Lufthauch mit einem bestimmten Geräusch durchzwängen muß. Wie im einzelnen die verschiedenen Laute hervorgebracht werden, untersucht eine besondere Wissenschaft, die Phonetik oder Lautbildungslehre, die mittels genauer Experimente viele schöne Ergebnisse geliefert hat; sie ist eine wichtige Hilfswissenschaft für den Sprachforscher. Ihr Arbeitsgebiet umfaßt all das, was beim Sprechen rein naturwissenschaftlichen Gesetzen unterworfen ist.

Zu Sprachlauten werden jene beschriebenen Klänge und Geräusche der Sprechwerkzeuge erst dadurch, daß sie etwas symbolisch darstellen, daß sie einen Sinn haben und der Mitteilung dienen. Durch feste Assoziationen sind nämlich gewisse Lautfolgen mit bestimmten Vorstellungen des menschlichen Geistes verbunden. Keineswegs besteht etwa ein notwendiger, naturgegebener Zusammenhang zwischen dem Lautgebilde und dem dadurch ausgedrückten, versinnbildlichten Begriff. Das zeigt einerseits die große Verschiedenheit, womit dieselbe Vorstellung in den verschiedenen Sprachen der Erde benannt

wird, andererseits die fortwährende Veränderung der Wortform im Laufe der Zeit. Wäre wirklich „von Natur“ ein innerer Zusammenhang zwischen Wort und Vorstellung vorhanden, dann müßte bei der ziemlich beschränkten Zahl der Phoneme ein und derselbe Gegenstand überall auf Erden gleich oder doch ähnlich benannt sein, und die Wörter dürften sich nicht im Lauf der Jahrhunderte verändern. Jene alte Frage, die schon die griechischen Philosophen aufgeworfen haben, ob das Verhältnis von Wort und Vorstellung „auf Natur“ oder „auf willkürlicher Vereinbarung“ beruhe, ist jedenfalls nicht im Sinne der ersteren Annahme zu entscheiden.

Wenn ein Gegenstand benannt wird, müssen wir dreierlei scharf voneinander scheiden: einmal den Gegenstand selbst, als Teil der objektiven Welt, zweitens unsere Vorstellung von diesem Gegenstand und drittens das Wort, das unsere Vorstellung von dem Gegenstand sinnbildlich ausdrückt. Wir entnehmen dieser Unterscheidung sofort den Satz, daß Worte niemals die Gegenstände unmittelbar bezeichnen, sondern stets nur unsere Vorstellungen davon. Der Versuch antiker Philosophen, aus der Sprache Schlüsse auf das objektive Wesen der Dinge zu ziehen, beruht also auf ganz unrichtigen Voraussetzungen und mußte fehlschlagen. Die Sprache kann subjektiv Seelisches und objektiv Wirkliches symbolisch bezeichnen; aber auch wenn sie sogenannte „Wirklichkeit“ meint, ist es genau betrachtet nur unsere Vorstellung von der Wirklichkeit; wie es mit dieser an und für sich steht, das wissen wir nicht, da die Welt für den Menschen ja nur insoweit vorhanden ist, als sie in seiner Vorstellung lebt:

„Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!“

Je höher das Geistesleben ist, um so mehr entfernen sich die menschlichen Denkgebilde von der tatsächlich gegebenen Realität, um so allgemeiner, farbloser, „abstrakter“ werden sie. Denn der Geist duldet kein zufälliges, wirres Materialansammeln von gesonderten Erinnerungen an alle Wahrnehmungen und Eindrücke, die er im Lauf der Zeit aufnahm, sondern er ordnet und sichtet, er verbindet ähnliche Sinneseindrücke zu einer neuen gemeinsamen Einheit, die alle Erinnerungsbilder ähnlicher Art umfaßt und als neue Gesamtheit bewußt erlebt wird. Durch dieses Sichten der seelischen Erinnerungsbilder ohne

Rücksicht auf ihre erstmalige Entstehung und ihren äußeren, zufälligen Zusammenhang, vielmehr durch ein ordnendes Zusammenfassen entstehen neue, rein geistige Gebilde, die in der Wirklichkeit überhaupt nicht vorhanden sind, rein subjektive Schöpfungen des Menschengeistes, in die neue Wahrnehmungen von einzelnen konkreten Gegenständen sofort einbezogen werden können, wenn der Geist darin die zu dem Gedankengebilde gehörenden Elemente wiederfindet. Wäre dem nicht so, dann bildeten die Vorstellungen des menschlichen Geistes ein dunkles Gewoge zufällig entstandener Erinnerungsbilder, es herrschte krauser Wirrwarr wie etwa bei Traumerlebnissen oder Halluzinationen. Durch dies Sichten und Zusammenfassen zu immer höheren Einheiten, dessen Wesen und Wirken die Wissenschaften der Psychologie und Logik untersuchen, entsteht als besonderes Eigentum und schöpferische Leistung des Menschengeistes der in die Form des Wortes gekleidete, also „sprachliche“ Begriff, bei dem freilich im Gegensatz zu dem streng umschriebenen wissenschaftlichen Begriff einzelne Momente bald stärker bald weniger stark hervortreten oder gar durch andere ersetzt werden können, wie es eben das Bedürfnis bei der jeweiligen Denkaufgabe verlangt. So ist die Umgrenzung notwendigerweise undeutlich und schwankend. Dafür aber vermag der Geist solche Begriffe beliebig hervorzubringen und zu erweitern, sie sind ganz seinem Willen untertan und passen sich elastisch seinen Bedürfnissen an.

Aber gerade wegen des subjektiven Charakters und wegen der unbestimmten Einzelzüge wäre ein solcher Begriff kaum dauernd festzuhalten und zu neuer Denkarbeit zu gebrauchen, wäre er nicht durch feste Assoziationsketten an ein Lautgebilde, an ein Wort gefesselt. Nehmen wir beispielweise den Begriff „Mensch“; er ist aus längerer Geistesarbeit erwachsen, indem aus vielen Einzelelementen, wie *Mann, Weib, Knabe, Mädchen, Jüngling, Greis, Stammesgenosse, Fremder* usw., ein sie alle umfassendes neues Ganze geschaffen und einem ebenso entstandenen, ebenso allgemeinen und farblosen Gegensatzbegriff, wie z. B. *Tier*, gegenübergestellt wurde. In der realen Wirklichkeit gibt es keinen „Menschen“, denn jedes etwa so bezeichnete Einzelindividuum hat ja seine ganz besonderen Eigenschaften, entbehrt also vollkommen jener farblosen Allgemeinheit, die das wesentliche Kennzeichen des Begriffs *Mensch* darstellt. Erst

durch Hinzufügung eines hinweisenden Fürworts, etwa *dieser Mensch*, erfährt der weitumfassende Allgemeinbegriff die im besonderen Fall notwendige Einschränkung auf die zu bezeichnende Person. Wenn man aber im schnell dahinsprudelnden Satze das Wort *Mensch* hört, versteht jeder Deutsche sofort, was gemeint ist, er denkt keineswegs noch an alle die Einzelmerkmale, auf denen der Begriff beruht, wozu ihm auch während des Sprechens gar keine Zeit gelassen würde; ja sollte er genau angeben, was eigentlich ein *Mensch* sei, dann käme er in eine gewisse Verlegenheit und müßte erst umständlich nachdenken, wie er den Sinn des Worts definieren sollte, obwohl er es doch ganz richtig versteht und selbst gebraucht. Das Lautgebilde *m-e-n-sch* ist also ein Symbol, eine Marke, ein andeutendes Zeichen für jenen Geistesbesitz geworden und verkörpert ihn nun. Dies trifft aber nur für den Kreis der Sprachgenossen zu. Bei anderen Völkern ist mit einem annähernd gleichen Denkerzeugnis ein ganz anderes Lautgebilde durch Assoziation verknotet, wie etwa italien. *uomo*, ungar. *ember*, lit. *žmogùs*, lett. *zīlweks*, hebr. *adam*, alban. *njer*, finn. *ihminen*, armen. *mard*, malay. *orang*, chines. *žěn*, japan. *hito* usw. Daß demnach unser Lautgebilde *Mensch* von Natur aus und sachlich etwas mit dem Begriff „Mensch“ zu tun habe, ist um so weniger anzunehmen, als es vor ein paar Jahrhunderten noch anders lautete: ahd. *mannisco*, womit wieder schwed. *människa*, norweg. *menneske* enger zusammenhängt.

Daß in unserer Sprache gerade dies und nicht ein anderes Klanggebilde als Zeichen für jenen Begriff Geltung gewonnen hat, beruht offenbar auf einem Übereinkommen, also auf dem menschlichen Willen: das Zeichen ist „willkürlich“, freilich nicht so, als ob es nach Belieben gewählt worden wäre. Es schließt sich in der Regel an bereits vorhandene Zeichen an: *Eisenbahn* ist die *Bahn* aus *Eisen*, *rötlich* ist ein gemildertes *rot*, ein *Gärtner* der, welcher berufsmäßig mit dem *Garten* zu tun hat; und wo das in der bestehenden Sprache nicht mehr ersichtlich ist, da kann oft noch die Sprachgeschichte den Zusammenhang deutlich machen: *mannisco* ist hergeleitet von *Mann*; armen. *mard* gehört zu Wörtern für „sterben“ (lat. *morior*), es war damit zunächst „der Sterbliche“ gemeint; in anderen Sprachen ist der Mensch ursprünglich als „der Irdische“ benannt (lat. *homō* zu *humus* „Erdboden“). Die Wahl des

Wortzeichens ist also abhängig von dem gedanklichen Weg, auf dem der neue Begriff erarbeitet wurde. Nachdem dies aber einmal geschehen ist, wird der Begriff mit dem Lautgebilde fest assoziiert, so daß er nicht jedesmal von neuem wieder durch Nachdenken gewonnen werden muß. Auf diese Weise läßt sich ein einmal errungener Begriff dauernd festhalten und zu neuer Denkarbeit benutzen; denn dieses Wort ist nun ein Baustein für weitere Denkvorgänge, und so wird die Sprache zu einem unentbehrlichen Bindeglied zwischen den Erscheinungen der Außenwelt und dem menschlichen Geist. Vor der Sprachschöpfung gab es noch keine irgendwie geordnete und gestaltete geistige Welt, erst die Sprache hat die Geistesgebilde geformt, gegliedert und sogar zum Teil neu geschaffen. Zugleich mechanisiert und vereinfacht sie das Denken, weil das Wort den geistigen Begriff dauernd umklammert hält und man nicht immer wieder seine Einzelmerkmale sich zu vergegenwärtigen braucht. Allerdings können eben dadurch, daß ein Begriff beim Aussprechen des ihm zugeordneten Worts nicht stets neu geprüft zu werden braucht, viele Irrtümer entstehen; gar mancher Streit ist eigentlich nur ein Kampf um Worte gewesen, aber auch Goethes Satz hat seine Berechtigung, daß da, wo Begriffe fehlen, zu rechter Zeit ein Wort sich einstellt. Solcher Nachteile unerachtet, schafft doch erst das Wort Klarheit des Geistes; die Sprache allein ermöglicht Ordnung und Sichtung der Geistesgebilde, die man nur mit ihrer Hilfe festhalten und einfangen kann; nur so lassen sich die Vorstellungen überhaupt wirklich greifen, nur so können rein geistige Dinge, die sich jeder unmittelbaren Anschauung entziehen, anderen mitgeteilt werden, ja erst durch die Sprache ist die Schöpfung dauernder geistiger Werte möglich, nur durch das Wort und den Satz wird der gewonnene Begriff, der ausgeformte Gedanke über den Augenblick hinaus fixiert. Zwar entgleitet unserem Gedächtnis gelegentlich die Verbindungskette von Vorstellung und damit assoziiertem Wort, wenn uns z. B. ein Name entfallen ist: wir wissen ganz genau, was wir suchen, und finden wir es, dann bestätigen wir die Richtigkeit des gefundenen Lautgebildes. Das wäre unmöglich, wenn nicht die Verkettung von Vorstellung und Begriff im Gedächtnis längst vorhanden wäre, nur daß vorübergehend diese Assoziationsverbindung dem Bewußtsein entzogen war.

Ähnlich ist es, wenn wir einen Ausdruck suchen; gefühlsmäßig wissen wir genau, was wir wollen, im Augenblick ist nur die der Vorstellung zugeordnete Lautgruppe dem Bewußtsein und damit dem Willen entrückt. Man kann ferner bei psychologischen Experimenten feststellen, daß einer Versuchsperson auf ein Reizwort, zu dem sie ein zweites dadurch ins Bewußtsein gerufenes Wort möglichst schnell angeben soll, zunächst rein gefühlsmäßig die noch umschleierten Umrisse eines Begriffs auftauchen; erst nach einigen Augenblicken wird auch das damit assoziierte Wort gefunden. Das alles beweist auf das deutlichste, daß Vorstellung und Lautkörper des Wortes zwei wesensverschiedene Dinge sind, die freilich durch die Assoziation auf engste verknüpft werden. Wir wissen bereits, daß beides nicht von Natur aus zusammengehört oder gar zusammenfällt. Es gibt ja auch andere, aber weniger zweckmäßige Ausdrucksmittel seelischer oder geistiger Erlebnisse; wenn man mit dem Kopf nickend etwas bejaht oder durch Schütteln des Hauptes etwas ablehnt, wenn man mit dem Zeigefinger droht oder jemanden herbeiwinkt, oder wenn man den Freund durch einen verabredeten Pfiff herbeiruft. Vor allem gilt die Musik als feinstes Ausdrucksmittel der Gefühle und Stimmungen, und zweifellos drückt Polyhymnia manches aus, was Worte nie vermögen, wozu sie zu plump, zu greifbar deutlich wären. Wo es aber nicht auf das Halbdunkel der Gefühle, sondern auf Klarheit und Schärfe des Denkens, auf Bestimmtheit und Eindeutigkeit der Mitteilung oder Willensäußerung ankommt, da reicht kein anderes Ausdrucksmittel an die Sprache heran. Selbst in der Musik greift unser größter Tondichter zum Wort, nachdem im Schlußsatz der Neunten Symphonie die einzelnen Instrumente sich vergeblich abgemüht haben, eine klare Aussage zu machen, und sofort wird es mit dem Wort Licht im Chaos der verschwommenen, vieldeutigen Tonmassen. Der bestimmte Ausdruck ist gefunden, der jede Unsicherheit wegnimmt, und jubelnd stimmen alle Instrumente ein in den brausenden Chor von der Freude: Das ist ein Triumph des Wortes auch in der Musik!

Man darf weiter an die Schrift erinnern, um sich an einem Gegenstück die Eigenschaft der Wörter als Klangzeichen klarzumachen. Die einzelnen Buchstaben sind Zeichen für Laute, geschriebene Wörter und Sätze sind Zeichen und Symbole für

die gesprochenen, aber ein innerer, von Natur gegebener Zusammenhang besteht zwischen Buchstaben und gesprochenem Wort ebensowenig, wie zwischen Wörtern und den durch sie veranschaulichten Begriffen. Dies zeigt wieder die Verschiedenheit der Schriftarten: ob ich ein Wort mit lateinischen, deutschen, griechischen, russischen oder arabischen Buchstaben schreibe, ob ich es in verschiedenen Systemen stenographiere, ob es in Telegraphenschrift nur durch Punkte und Strichlein dargestellt wird, ist ganz gleichgültig; stets ist die Schrift nur ein willkürliches Zeichensystem für die gesprochene Rede, und sehr mit Unrecht hat man oft Buchstaben und Laut verwechselt.

Wie der äußere Sprechvorgang im einzelnen verläuft, kann man am besten bei Sprachstörungen beobachten. Wir wissen, daß die Fähigkeit zu sprechen und Gesprochenes zu verstehen, an die Funktion bestimmter Teile des Großhirns und insbesondere der Großhirnrinde gebunden ist; bei Zerstörung oder Verletzung solcher Gehirnteile ist die Fähigkeit zu sprechen oder zu verstehen geschwunden, und zwar gibt es da eine ganze Reihe von Möglichkeiten: manche Kranken können mechanisch alles nachsprechen, aber sie verstehen den Sinn der Worte nicht, andere können die Worte nicht finden, obwohl sie den Begriff kennen; werden sie ihnen vorgesprochen, dann verstehen sie sofort und können richtig nachsprechen; wieder andere können nicht reden, obwohl sie alle Sprachwerkzeuge richtig zu bewegen vermögen. In diesem Fall, der sogenannten motorischen Aphasie, hat man Verletzungen im hinteren Gebiet der dritten unteren Stirnwindung beobachtet, während bei der sensorischen Aphasie, wobei die Kranken den Sinn der Worte nicht fassen, Beschädigungen im Schläfenlappen festgestellt worden sind. Man nimmt auf Grund solcher Beobachtungen an, daß beim Rechtshänder das dem Sprechen zugeordnete Hirngebiet sich im oberen Drittel der dritten unteren Windung in der linken Hirnhälfte befinde. Seine Aufgabe kann aber im Notfall auch von anderen Gehirnteilen übernommen werden, wie Fälle zeigen, wo trotz bleibender Zerstörung des Sprechzentrums die Fähigkeit des Sprechens wiederhergestellt wurde. Das Hörzentrum, das zum Verständnis des Gesprochenen dient, scheint in der ersten oberen Schläfenwindung untergebracht zu sein; beim Hören werden die äußeren Schallreize durch die

pinselartigen Enden der sensorischen Nervenbahnen jenem Empfindungszentrum zugeführt.

Von den genannten Stellen aus werden offenbar die mannigfachen Vorgänge gesteuert, die einerseits zum Sprechen und anderseits zum Verstehen nötig sind. So muß zur Hervorbringung der Laute der Anreiz zu den erforderlichen Bewegungen der verschiedenen Sprechwerkzeuge gegeben und durch die motorischen Nervenbahnen weitervermittelt werden; noch vor der Betätigung der Bewegungsnerven aber muß die beabsichtigte Äußerung nach einem sprachüblichen Satzschema gestaltet und müssen die dem Sinn nach angemessenen Wörter gefunden werden: bei „agrammatischen“ Störungen bringen die Kranken die Wörter ohne sinnvolle Ordnung und Satzform, umgekehrt ist bei der sogenannten Sprachverwirrtheit die grammatische Form der Sätze und Wörter durchaus richtig, aber es fehlt jeder Sinn, wie man es in erschütternder Weise bei den formvollendeten, aber sinnlosen Gedichten aus Hölderlins letzter Zeit beobachten kann.

Gerade bei der Rede Geisteskranker läßt sich oft der äußerliche Sprechmechanismus als solcher, losgelöst von der ordnenden Leitung des Bewußtseins, studieren; sinnlos werden die Wörter gehäuft, namentlich in Angstzuständen, so daß man deutlich den Einfluß des Affekts auf den Sprechapparat feststellen kann. Oder es werden bei der sogenannten „Echolalie“ Gehörseindrücke nachgeahmt und wiederholt; oft bilden Kranke auch neue Wörter, teils absichtlich und mit einem klaren Sinn, teils unbewußt als sinnlose Klänge; jene sind Sprachformen, diese dagegen nur Lautgebilde. Wie wichtig die rein seelischen Voraussetzungen des Sprechens sind, kann man ja auch aus jenen oft beobachteten Fällen entnehmen, wo infolge eines großen Affekts, etwa eines Schreckens, die Sprechfunktion gestört wird oder ganz aufhört. Noch verwickelter werden die Dinge, wenn wir Lesen und Schreiben mitberücksichtigen; denn auch die hier in Betracht kommenden optischen oder motorischen Nervenbahnen müssen mit dem allgemeinen Wortsinnsverständnis in engster Beziehung stehen.

Das Sprechen ist also ein psychophysischer Vorgang; das äußere Bewegen der Sprachwerkzeuge ist durch eine Willensbewegung veranlaßt; die Art der Bewegung, die Wahl der Lautgebilde und Wortformen, ihre Fügung und Anordnung ist

durch das Gedächtnis von früherem Sprechen abhängig. Das Sicherinnern an früheres Hervorbringen von Sprechäußerungen, sei es eigenen oder fremden, bedingt die augenblickliche Ausdrucksweise, und diese Erinnerung allein ist es, wodurch es möglich wird, sich in den Grenzen der von den Sprachgenossen anerkannten Normen zu halten, ihnen also verständlich zu bleiben. Da der Einzelmensch die Sprache nicht für sich allein besitzt, bedeutet die Summe der Erinnerungen an das Sprechen der anderen für ihn die Kenntniss eines von der Sprachgemeinschaft im Zusammenwirken ersonnenen und ständig veränderten Zeichenmechanismus, mit dessen Hilfe er die Sprachformen neu zusammenstellen und immer wieder anders verbinden kann. Denn nur die allerwenigsten Sätze sind genau in derselben Anordnung der Glieder früher schon gesprochen worden, vielmehr handelt es sich beim Sprechen um ein dauerndes Neukombinieren einzelner Elemente nach allgemeinen Mustern, also um jedesmalige Neuformung und Neuordnung gegebener Einzelteile, um ein immer wieder anderes Aufbauen mit gedächtnismäßig bewahrtem Wörtermaterial nach gewohnheitsmäßigen Formen-Aufrissen. Indem man spricht, gestaltet und schafft der Menschegeist produktiv immer wieder neue Wortfügungen nach allgemeinen Vorbildern, die er aus den erinnerten früheren Äußerungen abstrahiert und als Norm erkennt; der einzelne weiß, daß er sich nicht allzusehr von diesen Mustern, d. h. der üblichen Sprechweise, entfernen darf, weil er sonst nicht mehr verstanden würde. Das ist es, was der Gesamtheit der Sprechgewohnheiten, also der Sprache eines Volkes, die Dauer sichert.

Auch für die Hervorbringung der Laute muß es Normen geben. Genau genommen sprechen nicht zwei Menschen ganz gleich, denn die Zahl der möglichen Variationen für die Einstellung der Sprechorgane (z. B. in der Weite der Lippenöffnung, in der Biegung der Zunge, in der Berührungsstelle von Zunge und Gaumen, in der Dauer der Berührung) ist unendlich groß. Gewisse Unterschiede müssen also in Kauf genommen werden, z. B. der verschiedene Grad des Schwirrens der Zungenspitze bei unserem *r*. Das kann so weit gehen, daß ein mit ganz anderen Mitteln hervorgebrachter Laut noch als „der gleiche Laut“ anerkannt wird; so können wir das erste *n* in *angenehm* durch Anlegen der Zungenspitze an die Zähne bilden, wie in *an*, oder durch Anlegen des Zungenrückens an

den Gaumen, wie in *Anker*, und neben dem Zungen-*r* gilt im Deutschen auch das völlig andersartige Zäpfchen-*r*. Nun ist aber zur eindeutigen Festlegung der Wortgestalt eine Begrenzung dieser Willkür nötig; sie macht das Wesen der „artikulierten“ Sprache aus. Und hier sehen wir, daß man auch für die lautliche Seite der Sprache nicht mit einer rein physiologischen Betrachtungsweise auskommt, sondern daß für sie das Mitwirken des Geistes unentbehrlich ist. Jene Begrenzung kommt nämlich dadurch zustande, daß aus der unendlichen Menge von Verschiedenheiten, die zwischen den Sprachlauten bestehen können, eine gewisse Anzahl herausgegriffen und zum Merkmal einer Unterscheidung, einer „Opposition“ gemacht wird, z. B. im Deutschen der Unterschied zwischen Kürze und Länge eines Vokals (*lahm*: *Lamm*), zwischen Verschußlaut mit und ohne Stimmton (*Greis*: *Kreis*, *Dorf*: *Torf*, *bar*: *Paar*). Unter den zahllosen Eigenschaften eines Lautes gibt es also einige wenige, auf die es ankommt, die bedeutsam sind (um nämlich als unterscheidende Merkmale von Wörtern zu dienen): auf sie richtet sich die Lautabsicht des Sprechers. Die übrigen Eigenschaften sind „irrelevant“, sie tun zur begrifflichen Bedeutung des Wortes nichts hinzu (wohl aber unter Umständen zu seiner affektiven Bedeutung, zum Gefühlston, z. B. *raus*: *rraus*!, *so*: *soo*, *schön*: *schöön*!). So kann die gleiche Lautabsicht verschieden „realisiert“ werden, wofür neben der physischen und psychischen Eigenart des Sprechers großenteils die jeweils umgebenden Laute maßgebend sind, vgl. die phonetische Verschiedenheit des *k* in *Kinn*, *kann*, *Kuh*. Die „Laute“ einer Sprache, mit denen es die Sprachwissenschaft zu tun hat, sind also etwas grundsätzlich anderes als die von der Phonetik rein naturwissenschaftlich beschriebenen tatsächlichen Lauthervorbringungen. Sie verhalten sich zu diesen ungefähr (aber doch nicht ganz!) wie die idealen Buchstabenformen eines Alphabetes zu den tatsächlich im Einzelfall geschriebenen: auch hier hängt die Verständlichkeit von der Beachtung derjenigen Züge ab, auf die es zur Unterscheidung (von anderen Buchstaben) ankommt. Jene idealen Laute nennt man „Phoneme“, ihr Studium ist Sache der „Phonologie“. Wenn im folgenden von „Lauten“ die Rede ist, sind in der Regel Phoneme gemeint.

Für die Bestimmung eines Phonems sind mehrere Züge zugleich „relevant“, z. B. ist deutsches *b* von *p* durch den Stimmton, von *w* durch den vollen Verschluß der Lippen gegenüber bloßer Engenbildung, von *d* und *g* durch die Artikulationsstelle geschieden. Die Gesamtheit der Phoneme einer Sprache mit diesen ihren unterscheidenden Oppositionen macht ihr „phonologisches System“ aus. Die Oppositionen, die für eine Sprache gelten, können in einer anderen unwesentlich sein; so wird deutsches *p* teils mit teils ohne nachfolgenden Hauch gesprochen, im Altgriechischen aber waren *p* und *ph* (damals noch nicht wie in unserer Schulaussprache als *f* gesprochen) zwei verschiedene Phoneme, sie können für sich allein zwei sonst gleich lautende Wörter unterscheiden: *pónos* „Mühe“, *phónos* „Mord“.

2. Gründe der lautlichen Veränderung

Im 47. Brief antiquarischen Inhalts schreibt Lessing: „Mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch wissen, warum dies Ding so und nicht anders heißt.“ Diese Frage kann nur durch eine Betrachtung der Geschichte der Wortformen beantwortet werden. Wenn jedermann sich bemüht und zu allen Zeiten sich bemüht hat, nach der üblichen Sprechgewohnheit zu reden, so sollte man zunächst erwarten, daß die Sprache wenigstens im großen und ganzen unverändert von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werde; man sollte dies auch schon deswegen vermuten, weil die meisten Begriffe, die das Denken einmal erzeugt hat, sich gleich bleiben; also müssen, so möchte man folgern, auch die einmal zum Ausdruck dieser Begriffe gewählten Wortzeichen sich unverändert weitervererben.

Dies ist jedoch keineswegs der Fall; die Sprachen verändern sich sehr stark sowohl nach der äußeren Gestalt der Formen als auch nach dem Sinn, den diese Sprachformen vertreten. Man braucht sie nur ein paar Jahrhunderte zurückverfolgen, und je weiter wir zurückgehen, um so größer wird der Unterschied der Formen von den gegenwärtig üblichen. Bald wird der Abstand so groß, daß man den Eindruck einer ganz fremden Sprache hat. Der Engelsgruß an die Hirten in der Bibel, den Luther übersetzt: „Fürchtet euch nicht, ich verkündige euch

große Freude, die allem Volk widerfahren wird“, lautet in unserer hochdeutschen Sprache im neunten Jahrhundert: *ni curet iu forhten, ih sagē iu mihhilan gifehon, ther ist allemo folke*, und im achten Jahrhundert: *ni churit furhtan inu cuatspellon iu mendi michila, daz ist eocouuelichemu folche*, wobei allerdings auch dialektische und stilistische Unterschiede vorliegen. „Wir ziehen“ heißt ahd. *ziohemēs*, „ich zöge“ *zugi*, „der Zungen“ *zungōno* usw. Gehen wir noch weiter zurück, so sind nur dem Gelehrten die Zusammenhänge der sprachlichen Formen erkennbar. Wie ist dies zu verstehen?

Es ist, genau betrachtet, eine nicht ganz zutreffende Ausdrucksweise, wenn man behauptet, ein Wort oder eine Form „habe sich verändert“ oder „eine Form sei aus einer anderen hervorgegangen“; nicht die Lautgebilde verändern sich, sondern die psychischen oder psycho-physischen Faktoren, die das Zustandekommen des gesprochenen Wortes veranlassen. Das einzelne ausgesprochene Wort ist ein gewesener Schall und ein für allemal verklungen, ein geschriebenes oder gedrucktes Wort ist an sich eingetrockneter Schreibstoff oder Druckerschwärze. Zwei im selben Sinne gemeinte Wörter, zu verschiedenen Zeiten gesprochen, gehen sowenig „auseinander hervor“ wie irgend zwei gleichförmige Arm- oder Beinbewegungen „auseinander hervorgehen“. Das, was den verschiedenen Sprechttätigkeiten gemeinsam ist, das innere Band, an dem sie hängen, sind die seelischen Erinnerungsbilder, die Muster für die nach Analogie der früheren immer wieder neu zu schaffenden Worthervorbringungen, die man gleichnisweise auch wohl die „innere Sprache“ genannt hat. Man ist sich bewußt, wie ein Wort ausgesprochen werden muß, welche Bewegungen der Sprachwerkzeuge dabei nötig sind, welcher Sinn dadurch verkörpert wird, in welcher Art man es herkömmlicherweise mit anderen Formen zusammenfügt, ein Vorbild drängt sich gedächtnismäßig auf für neu benötigte sprachliche Bildungen, und wenn man ein Wort von anderen ausgesprochen hört, so bezieht man den Gehörseindruck doch stets auf das Erinnerungsbild, das man in sich trägt, und bringt ihn in der Regel mit diesem zur Deckung. Demnach verändern sich nicht die Wörter selbst, es geht nicht eine Form aus einer anderen unmittelbar hervor, sondern dies scheinbare Leben der Sprachformen beruht lediglich auf Änderungen

in der Willenstätigkeit, auf Abweichungen beim Wiederschaffen und Neuerzeugen der Lautgebilde; es verändert sich die Weise, wie die Menschen die betreffenden Wörter erzeugen oder kombinieren, und die Art, wie sie ihre Muster auswählen. Daraus ergibt sich, daß seelische Vorgänge bei den Sprechenden Ursache der Sprachveränderungen sind, wozu in geringerem Umfang noch physische Ursachen kommen.

Da Sprechen immer wieder ein Neuschaffen darstellt, muß sich notwendig die Sprachgewohnheit ständig umbilden: eine Sprache, die sich nicht mehr verändert, ist tot und erstarrt, mag sie vielleicht auch künstlich weitergepflegt werden. Die lebende Sprache, vom Menschegeist immer wieder bei jedem Sprechanlaß neu erzeugt und neu gestaltet, trägt als Beweis ihres Lebens dessen Kennzeichen an sich: fortwährende Umbildung und Veränderung. Des alten Philosophen Ausspruch, alles sei in beständigem Fluß, trifft auch für die sprachlichen Ausdrucksmittel zu. Daß die Sprachgebilde sich langsam, aber stetig im Lauf der Zeiten verändern (falls wir uns diese ungenaue Ausdrucksweise erlauben wollen), ergibt schon die unmittelbare Bezeugung der Wörter und Formen aus älteren Sprachdenkmälern. Aber über diese geschichtlich bewiesene Umgestaltung hinaus gestattet der Vergleich mit anderen Sprachen eine noch in vorhistorische Zeiten hinaufreichende Feststellung der Sprachgeschichte. Es ist allgemein bekannt, daß Italienisch, Französisch und Spanisch sogenannte romanische Sprachen sind und daß diese heute selbständigen Sprachen auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt, das Lateinische, zurückgehen; je weiter wir in der Geschichte der Wortformen dieser Sprachen zurückgreifen, um so mehr nähern sie sich, bis sie schließlich in der volkstümlichen Sprache der Römer, dem sogenannten Vulgärlatein, zusammenfallen. Nun hat die Forschung ähnliche Verwandtschaftsverhältnisse auch bei anderen Sprachen festgestellt: dieses Latein selbst z. B. ist mit dem Deutschen, Griechischen, Slavischen, Keltischen und anderen Sprachen Europas und Asiens ähnlich verwandt, wie Italienisch, Französisch und Spanisch es untereinander sind. Allein hier treffen sich die nach rückwärts ergänzten Linien der Sprachentwicklung nicht mehr in einem gemeinsamen Ausgangspunkte; hier ist die Grundform, von der sich jene Sprachen nach verschiedener Richtung hin entfernt haben, nicht mehr historisch

zu belegen. Diese gemeinsame Grundsprache ist auf den Lippen der längst gestorbenen Sprechenden verklungen, und keine schriftliche Aufzeichnung, kein Pergament oder Stein gibt wie beim Latein noch Kunde von ihr, weil das Volk, das jene Sprache redete, noch gar nicht zu schreiben verstand. Ähnliche Verwandtschaftsverhältnisse walten zwischen Arabisch, Hebräisch, Syrisch und dem schon viel älter bezeugten Akkadischen, der Sprache Babylonien und Assyriens, ferner zwischen Finnisch, Estnisch und Ungarisch, zwischen Mongolisch und Türkisch, zwischen Tibetisch und Chinesisch usw. Die Feststellung, eine Sprache sei mit einer anderen „verwandt“, will also besagen, daß sie Ähnlichkeiten besitzen, die sich aus einer einst gemeinsamen Musterform erklären; man redet in solchen Fällen von „Sprachstämmen“, wie dem indogermanischen, semitischen, finnisch-ugrischen, altaischen und tibeto-chinesischen Sprachstamm.

Eines der grundlegendsten und methodisch wichtigsten Ergebnisse der historischen Sprachbetrachtung ist nun der glänzend gelungene Nachweis, daß die lautliche Veränderung der Sprachen außerordentlich regelmäßig vor sich geht. Der Übergang eines Lauts in einen anderen — wenn wir diese ungenaue Ausdrucksweise auch hier beibehalten dürfen — ist in einer bestimmten Zeit — allmählich vorschreitend — in dem gesamten Sprachmaterial vor sich gegangen, wenn nicht besondere Umstände entgegenwirkten. So sprach z. B. der Germane schon in alter Zeit ein *a*, wo Römer und Griechen ein *o* artikulierten, vgl. lat. *octō*: *acht*, *rota*: *Rad*, *moneō*: *mahnen*, *hostis*: *Gast*. Wo in mittelhochdeutscher Zeit noch ein *i* gesprochen wurde, da finden wir im Neuhochdeutschen den Diphthong *ei*, z. B. in *zit*: *Zeit*, *nit*: *Neid*, *mīn*: *mein*, *līp*: *Leib*. In solchen Fällen spricht man von Lautwandel; eine einzelne regelmäßige Lautveränderung pflegt man ein „Lautgesetz“ zu nennen. Über diesen etwas zu anspruchsvoll klingenden Ausdruck hat sich einst ein großer Streit unter den Sprachforschern erhoben, namentlich als man den im Grunde selbstverständlichen Satz prägte, alle Lautgesetze seien ausnahmslos; denn logisch genommen ist der Begriff der ausnahmslosen Geltung schon in dem des Gesetzlichen enthalten. Indem man jene Behauptung aufstellte, wollte man nur die Regelmäßigkeit sprachlicher Veränderung bei gleichen Bedingungen besonders

scharf betonen. Aber natürlich ist ein sogenanntes „Lautgesetz“ etwas ganz anderes als ein Naturgesetz, das einen Vorgang angibt, der stets, auch in Zukunft, unter gewissen Bedingungen eintritt; es schreibt auch nicht etwas vor wie ein Rechtsgesetz, sondern bei einem „Lautgesetz“ handelt es sich lediglich um die tatsächliche Feststellung einer lautlichen Veränderung, die in einer bestimmten Zeit und innerhalb bestimmter Grenzen eingetreten ist, also z. B., daß wir nhd. *ei* in den Wörtern finden, in denen mhd. *i* auftritt; kurz, allerdings ungenau formuliert: mhd. *i* wird zu nhd. *ei*. Das ist also eine Erfahrungsregel. Mit der Wahl des Worts „Lautgesetz“ und jenem so umfahenden Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze wollte man entschiedene Verwahrung einlegen gegen die bis dahin übliche Betrachtungsweise sprachlicher Erscheinungen, wo mit der Annahme von „Ausnahmen“ und „Unregelmäßigkeiten“ zu viel gearbeitet wurde. Die Sprachwissenschaft erkennt keine Ausnahmen im gewöhnlichen Sinn, als Ergebnisse der Willkür oder des Zufalls an. Denn bei scheinbaren Verstößen gilt es das besondere „Gesetz“ zu ermitteln, d. h. die Ursache zu finden, deren Einwirkung auch diese Fälle als durchaus gesetzmäßig, zumindest kausal begründet, erscheinen läßt. Es handelt sich also bei der Prägung des Begriffs „Lautgesetz“ um eine grundlegende methodische Forderung, die erst wirkliche Sicherheit in sprachliche Vergleichen gebracht hat, insofern sich alle einzelnen Belege für einen Vorgang des Lautwandels gegenseitig stützen. Der schlimmste Feind der Wortvergleichen ist nämlich der äußere Anklang der Worte, dem der Verächter der „Lautgesetze“ vollkommen preisgegeben ist. Solche Anklänge trügen häufig und sind oft ganz zufällig. Das englische Wort *ewe* (gesprochen *jū*) „Mutterschaf“ hat nichts zu tun mit ungar. *juh* (gesprochen *ju*) „Schaf“; in der Sprache der Pueblo-Indianer heißt *pento* „fünf“, ohne daß an einen Zusammenhang mit griech. *pénte* zu denken wäre. Es walten keinerlei historische Beziehungen zwischen so ähnlich klingenden Wörtern wie hebr. *perēd* „Maultier“ und plattdeutsch *Perd*, *Pird* „Pferd“, oder zwischen kopt. *šeuni* „Scheuer“ und nhd. *Scheune*, kopt. *hime* „Frau“ und jap. *hime* „Dame“, Telugu (dravidische Sprache Vorderindiens) *pampu* „schicken“ und griech. *pémpō* „ich schicke“; vgl. weiter engl. *bad* „schlecht“: neupers. *bad* (gespr. *bād*) „schlecht“, samojedisch *wind* „Seele,

Hauch“: nhd. *Wind*, ahd. *īligo* „eilig“: lat. *īlicō* „sofort“, engl. *much* „viel“: span. *mucho* „viel“, aztek. (mexikan.) *teo-tl* „Gott“ (-*tl* ist Endung der Substantiva im Singular): griech. *theós* „Gott“, aztek. *pilli* „Sohn“: lat. *filius*, aztek. *auh* „und“: nhd. *auch*, neupers. *hurra* „schreckenerregendes Geschrei“: nhd. *Hurra*, altägypt. *ḥ-p-r* „Mistkäfer“: nhd. *Käfer* usw.

Erst die Beobachtung der ermittelten „Lautgesetze“ bringt Sicherheit in die Vergleichung der Sprachen und macht Voltaires Scherzwort zunichte, daß die Etymologie eine Wissenschaft sei, wo die Vokale nichts und die Konsonanten sehr wenig bedeuteten. Die methodische Verfeinerung, die aus dem Begriff „Lautgesetz“ hervorgegangen ist, hat die Ergebnisse der historischen Sprachwissenschaft außerordentlich gefestigt und gesichert, und ohne Beachtung der sich aus den beiderseitigen regelmäßigen Lautveränderungen ergebenden regelmäßigen Lautentsprechungen ist eine wissenschaftliche Sprachvergleichung nicht mehr möglich. Es fragt sich nur, ob man heute, wo jene Fehden längst ausgefochten sind, nicht besser tut, den doch etwas zu hoch gegriffenen Ausdruck „Lautgesetz“ aufzugeben und ihn etwa durch „Lautregel“ zu ersetzen: dieses Wort würde einerseits die Regelmäßigkeit des Lautwandels betonen und doch die dem Wort „Lautgesetz“ anhaftenden berechtigten Bedenken vermeiden.

Den Ausdruck „Lautgesetz“ aber könnte man aufsparen für Erscheinungen, die zu allen Zeiten immer wieder in gleicher Weise auftreten. Nehmen wir als ein Beispiel dafür die Betonung in ihrer Wirkung auf die Lautgestalt der Wörter; durch den Wortakzent wird eine Silbe eines Wortes vor anderen hervorgehoben, wobei mehrere Akzentgipfel von verschiedener Intensität möglich sind, um die sich die übrigen Silben herumgruppieren. Man pflegte als die Hauptmittel zur Erzeugung von Akzentgipfeln einerseits erhöhten Expirationsdruck, andererseits Tonerhöhung anzusehen und unterschied darnach „expiratorischen“ und „musikalischen“ Akzent. Neuere Untersuchungen haben indessen mit gutem Grund die Tatsächlichkeit eines derartigen musikalischen Akzents bestritten (im Chinesischen und gewissen afrikanischen Sprachen dient die Tonerhöhung nicht zur Hervorhebung von Silben). Auch in denjenigen Sprachen, in denen Tonbewegungen deutlicher empfunden werden, ist die Druckstärke allein maßgebend; ist diese sehr

gering, dann tritt nur das Moment des Tons mehr hervor. Anstatt expiratorischer und musikalischer Betonung hat A. Schmitt daher den Ausdruck „stark zentralisierender“ und „schwach zentralisierender“ Akzent vorgeschlagen, je nachdem die Akzentsilbe als Gipfel hervortritt oder sich von den anderen Silben nur wenig abhebt. Es wäre vielleicht vorzuziehen, von koordinierender und subordinierender Akzentuationsart zu sprechen (Beispiele: einerseits Französisch, Tschechisch, Ungarisch, andererseits Deutsch), wobei es darauf ankommt, ob die Silben unabhängig von etwaiger Druckverstärkung als gleichwertig empfunden oder ob sie in eine Rangordnung gebracht werden. Ist der Akzent stark markiert, dann konzentriert bei subordinierender Tonführung, wie im Deutschen, die Drucksilbe gleichsam alle Kraft der Artikulation auf sich; die anderen Silben werden vernachlässigt, und als Folge davon verkümmern sie, werden geschwächt oder ganz abgeworfen. Tritt dagegen die Akzentsilbe nicht so scharf hervor, wie besonders im Französischen, dann haben wir mehr Gleichförmigkeit der Silben, die wie eine Kette oder eine sanfte Wellenlinie sich aneinander anreihen: hier ist daher ein solcher Zerfall der nichtbetonten Silben nicht möglich; ebensowenig, wenn wie im Tschechischen und Ungarischen zwar der Akzent stark markiert ist, aber die übrigen Silben der Akzentsilbe gleichwertig bleiben und daher mit der gleichen Sorgfalt artikuliert werden.

Dieser Einfluß der verschiedenen Tonführung auf die Lautgestalt wird zu allen Zeiten und für alle Sprachen gelten; hier könnte man versuchen, ein richtiges Lautgesetz aufzustellen, etwa in der Form: Bei stark subordinierender Akzentuationsart werden die nicht betonten Silben eines Wortes geschwächt, bei koordinierender Betonung dagegen sind sie einer solchen Beeinträchtigung nicht ausgesetzt. — Als „Lautgesetz“ könnte man auch den durch phonetische Experimente bewiesenen Satz bezeichnen, daß die Quantität der Stammsilbenvokale abnimmt, wenn neue Silben antreten, und dergleichen mehr.

So hoch wir also den Begriff des „Lautgesetzes“ oder, wie ich dafür lieber sagen möchte, der „Lautregel“ als methodische Maxime einschätzen, ja ihn als unentbehrlich für die Praxis der Wortvergleichung ansehen, so darf er andererseits doch nicht zu falschen Ansichten verleiten. Die Lautregel als

bloße Feststellung einer in einer gewissen Zeit aufgekommenen Neuerung in einer Sprache gibt uns an und für sich noch keinerlei Erklärung, weshalb diese Abänderung einer früheren Sprechgewohnheit eintrat; sie ist keinerlei wirkende Kraft, also auch nicht etwa die Ursache der Veränderung, sondern erheischt vielmehr ihrerseits Erklärung. Sie ist eine bloße Beschreibung, und man ist von einem sprachlichen Bilde getäuscht worden, wenn man einst meinte, ein „Lautgesetz“ wirke mit „blinder Naturnotwendigkeit“. Daß einem lateinischen *o* im Germanischen ein *a* entspricht, ist eine einfache Feststellung einer Tatsache; über den Anstoß und Grund zu dieser veränderten Aussprache erfahren wir durch die in der Lautregel formelhaft enthaltene Feststellung gar nichts.

Wie eine solche Neuerung sich allmählich verbreitet, können wir an lebenden Sprachen beobachten, und von da müssen wir Rückschlüsse auf die Vergangenheit tun. Was aber den ersten Anstoß zu einer sprachlichen Neuerung betrifft, so sind wir auf Vermutungen angewiesen. Es ist anzunehmen, daß er von Einzelindividuen auszugehen pflegt, soweit nicht die Übernahme oder Einwirkung einer fremden Sprache aus politischen, kulturellen oder volkswirtschaftlichen Gründen vorliegt. Eine aus irgendeinem Grunde einflußreiche, tonangebende Persönlichkeit spricht etwa die *o*-Laute offener aus als die anderen Sprachgenossen, so daß sie in *a* übergehen. Solche Abweichungen begeht fast jeder Mensch; man denke daran, wie der scharfe Blick der Kinder bald derartige Dinge in der Sprechweise ihrer Lehrer beobachtet. Denn näher besehen hat jeder einzelne, ebenso wie er bestimmte Lieblingswörter verwendet, auch seine individuellen Sprech Eigenheiten und Aussprachfärbungen, es spricht keiner genau so wie der andere Sprachgenosse, und stündlich werden Neuerungen und Abweichungen von der durchschnittlich üblichen Sprechgewohnheit vorgenommen.

Ist eine Persönlichkeit in irgendeiner, vielleicht recht banalen Weise tonangebend, dann wird die betreffende kleine Neuerung von ihrer Umgebung — teils bewußt, sehr oft aber auch unbewußt — nachgeahmt und übernommen; so kann z. B. in der Frühzeit der Germanen jene offene Aussprache des *o* Aufnahme gefunden und immer weitere Ausdehnung erfahren haben. Um den allerletzten Grund dieser Lautveränderung zu

ermitteln, müßte man demnach jenes Individuum selbst genau untersuchen können, ob etwa die Eigenart seiner Sprachwerkzeuge, eine ererbte Disposition oder irgendeine seelische Eigenschaft daran schuld war.

Es ist aber überhaupt noch nicht gelungen, in einem einzelnen Fall nachzuweisen, daß eine sich allgemein verbreitende Lautveränderung auf ein einziges Individuum zurückging. Andererseits kann man sich sehr wohl vorstellen, daß eine Abweichung von der Aussprachegewohnheit bei einer Mehrzahl von Personen spontan auftritt, wenn sie nämlich durch einen schwachen Punkt im phonologischen System der Sprache veranlaßt ist, etwa weil die Unterscheidung zwischen zwei bestimmten Phonemen in gar zu wenigen Fällen von Bedeutung ist; oder wenn bei mehreren Wörtern, die ein Phonem aufweisen, eine besondere affektische Aussprache naheliegt.

Soviel sehen wir aber jedenfalls, daß der Nachahmungstrieb auch beim Aufkommen eines Lautwandels eine ausschlaggebende Bedeutung hat. Damit beziehen wir den Lautwandel in einen größeren Zusammenhang ein: in jeder Gesellschaftsschicht gibt es tonangebende Menschen oder Gruppen, die ihre Umgebung beeinflussen, deren Art, sich zu geben, sich zu bewegen, sich zu kleiden und zu sprechen von anderen nachgeahmt wird. Wie innerhalb begrenzter Kreise sich besondere Eigenheiten ausdehnen, kann man gut am Judendeutschen beobachten, wo bestimmte Aussprachegewohnheiten (wie dumpfes *a* in *hob'* für *habe*, *s* für *z* in *saite'* für *Zeiten*), besondere Satzstellung und Wendungen (*Wie heißt? Wai geschrien, Vaterleben, Gott der gerechte*), auch Fremdwörter (*Schmu, Rebbes, Schicksel, benschen*) sich auf eine enge Sprachgruppe beschränken. Jeder Mensch hat Vorbilder, die ihm besonders gefallen und nach denen er das Benehmen seiner Mitmenschen einschätzt. Eltern, Vorgesetzte, geistig hervorragende Menschen aller Art kommen da in Betracht. Der frühere preußische Leutnant wollte durch die ganze Sprechart, die knappe Satzbildung, das häufige Auslassen des Zeitworts seine Pünktlichkeit und seinen Schneid bekunden, und wie mancher sich nach einem höheren Vorbild eine Glasscherbe vors gesunde Auge klemmte, so liebte er auch eine besonders schnarrende oder krähende Sprechart. Daraus ergibt sich, daß auch in der Sprechfähigkeit die Mode herrscht, daß Lautwandel bei

organischer, ungestörter Sprachentwicklung zum guten Teil Gesetz der Mode ist, das sich gewohnheitsmäßig einbürgert und durch Nachahmung sich immer weiter ausdehnt. Wir können das Obwalten der Mode auch fortwährend in der Zusammensetzung des Wortschatzes verfolgen: plötzlich kommt irgendein Wort oder Ausdruck auf, natürlich als die Schöpfung eines einzelnen, und blitzartig wird diese Wendung beliebt, damit weithin üblich und nun in immer weitere Kreise hinausgetragen. Die große Masse der „Schlagwörter“, der „geflügelten Worte“, der Sprichwörter und Redensarten, sogar der Gassenhauer und Kalauer ist dafür Beweis genug. Es gilt auf einmal für rückständig, ein bisher allgemein übliches Wort zu gebrauchen; die neue Generation sträubt sich dagegen, den Ausdruck der älteren Leute beizubehalten, man „tut“ das auf einmal nicht mehr, genau wie manche Gewohnheiten, Sitten und die Art, sich zu kleiden, veralten. Wollte etwa heute noch jemand eine junge Dame mit „*Demoiselle*“ oder „*Jungfer*“ anreden wie dazumal, als der Großvater die Großmutter nahm, oder wollte er seinen lieben Nächsten mit „*Er*“ ansprechen, so würde man seine geistige Zurechnungsfähigkeit bezweifeln.

Die Lautveränderungen innerhalb einer Sprache breiten sich keineswegs alle bis zu den Grenzen des Sprachgebiets aus. Denn die eine Neuerung wird von einer größeren Menge von Sprechern angenommen als die andere; die eine setzt sich sofort durch, während eine andere nur allmählich Fortschritte macht und vielleicht über eine bestimmte Begrenzungslinie nicht mehr hinausdringt. Das Ergebnis gleicht dem verschieden großen Umfang der Wellenkreise, die große und kleine, wuchtig oder sanft ins Wasser geworfene Steine um sich bilden. So entstehen landschaftliche Unterschiede innerhalb des Sprachgebiets. Soweit diese sich durch gröbere Abweichungen, vor allem in der Aussprache, bemerklich machen, reden wir von Mundarten oder Dialekten. Betrachten wir nun die tatsächlichen Verhältnisse in heute lebenden Sprachen, so finden wir in der Regel nicht scharfe Grenzen zwischen den Dialekten, sondern ein allmähliches, kaum merkliches Zunehmen der Abweichungen in der Sprechweise, je weiter wir das zusammenhängende Sprachgebiet durchstreifen. Genau gesehen hat jedes Dorf seine besonderen mundartlichen Eigenheiten. Unzählige Übergänge vermitteln die unmerklich sich abstu-
fenden

Sprechweisen. Gibt es doch einmal scharfe Dialektgrenzen, dann sind sie durch besondere kulturgeschichtliche Gründe (z. B. ehemalige Grenzen der Verwaltungsbezirke, der Bistümer), gelegentlich auch durch natürliche Verkehrshindernisse bedingt, oder aber es muß auf Abwanderung einst vermittelnder Volksteile geschlossen werden.

Die einzelnen Lautregeln hat die vergleichende und historische Sprachforschung ermittelt, und es ist tatsächlich geglückt, eine erstaunliche Regelmäßigkeit in den Lautveränderungen nachzuweisen. Etwas Ähnliches ist bis jetzt keiner anderen Kulturwissenschaft gelungen.

Man legte Gleichungen zugrunde, die von vornherein überzeugend schienen, und stellte daran sovieles Lautentsprechungen fest, als das Wort Laute besaß. Dabei muß von den ältesten beglaubigten Formen ausgegangen werden. Um weitere Vergleichen zu gewinnen, stützt man sich auf den methodischen Grundsatz, daß sich darin die nämlichen Lautentsprechungen wiederfinden müssen wie in den gesicherten Fällen. Wo eine scheinbare „Unregelmäßigkeit“ vorliegt, gilt es den Grund der besonderen Abweichung zu entdecken. Man kann hierbei einen allgemein wirkenden (sogenannten spontanen) Lautwandel von dem besonderen (kombinatorischen) unterscheiden, der nur unter eng begrenzten Bedingungen eintritt. Demselben Laut *-t-* in lateinisch *pater* „Vater“, *frāter* „Bruder“ und *octō* „acht“ antwortet in der ältest literarisch bezeugten germanischen Sprache, dem Gotischen, dreierlei: in *ahtau* „acht“ ist das *-t-* geblieben, in *brōþar* „Bruder“ und *ƿadar* „Vater“ aber ist teils ein stimmloser, teils ein stimmhafter Reibelaut entstanden, und noch im Neuhochdeutschen ist wenigstens der dentale Laut in *Vater* und *Bruder* verschieden. Die Erklärung liegt in der Tatsache, daß ein alter *t*-Laut dann im Germanischen erhalten blieb, wenn noch ein anderer Verschlußlaut unmittelbar vorherging, wie in *octō*, daß er aber zu got. *p* wurde, wenn der einstige Wortakzent unmittelbar vorausging (sowie im Anlaut); sonst trat die Erweichung zu *d* ein. Die einzelnen Lautübergänge sind also in diesem Beispiel von besonderen, „kombinatorischen“ Bedingungen abhängig. Ferner muß man stets die Aufeinanderfolge der Lautveränderungen, die Lautchronologie, berücksichtigen. Wir erwähnten oben, daß einem lat. *o* ein deutsches *a* entspreche; warum stimmt das

nicht in einem Fall wie lat. *cornu*: *Horn*? Der Grund ergibt sich aus der Erkenntnis, daß in diesem Beispiel das lat. *o* nicht so alt ist wie in *octō*, *rota*, *hostis*; es hat sich vielmehr erst innerhalb des Italischen entwickelt, wie anderseits auch das *o* in *Horn* erst eine germanische Neuentwicklung darstellt. Ein anderes Beispiel: den so schwer deutbaren Namen *Germanen* haben Dilettanten wiederholt als „Ger-Mannen“, d. h. Speermänner, aufgefaßt. Dies ist aus lautchronologischen Erwägungen unmöglich. Denn dieser Name ist bereits bei antiken Schriftstellern zu einer Zeit bezeugt, da das neuhochdeutsche Wort *Ger* noch die Gestalt **gaiza* — oder ähnlich — gehabt haben muß; bei jener Erklärung müßte das Wort also etwa **Gaizamannones* gelautet haben, ein Gebilde, das nie existiert hat. Immer wieder hat man versucht, das neupersische Wort *xudā* (sprich *x* wie *ch*) „Gott“ mit dem gotischen *gup*, unserem *Gott* gleichzusetzen, kein Geringerer als Leibniz war von diesem Zusammenhang überzeugt; wer nun aber erfährt, daß das neupersische Wort ehemals *xvatāy*, im Soghdischen *xvatāv* hieß, für den verliert sich sofort der sirenengleich lockende Anklang, um so mehr, wenn er weiß, daß dieses Wort noch im Mittelpersischen nur „Herrscher, Herr“ bedeutete.

Ist eine Lautveränderung abgeschlossen und es gelangen darnach neuerdings Laute derselben Art in die Sprache hinein, z. B. durch Entlehnung, so sind sie jenem Wandel nicht mehr unterworfen; andere Zeiten, andere Schicksale der Laute! Damit haben wir ein gutes Mittel, entlehnte Wörter von urverwandten zu unterscheiden. So entspricht z. B. bei urverwandten Wörtern einem lat. *p* im Neuhochdeutschen ein *f* oder *v*, vgl. *pecu*: *Vieh*, *pater*: *Vater*. In einer ganzen Gruppe von Fällen antwortet aber dem lat. *p* ein nhd. *pf*, wie in *pāvō*: *Pfau*, *pīpa*: *Pfeife*, *pondō*: *Pfund*, *prūnum*: *Pflaume*, *pīlum*: *Pfeil*, *postis*: *Pfosten*, *porta*: *Pforte* usw. Die Erklärung liegt in der Erwägung, daß es sich hier um Lehnwörter handelt, die zu einer Zeit ins Deutsche gelangten, als jener alte Lautwandel von *p* > *f* längst vorüber war; dagegen war ihr *p* später, in der sogenannten hochdeutschen Lautverschiebung (um 500 bis 700 n. Chr.), einem jüngeren Wandel *p* > *pf* ausgesetzt, ebenso wie z. B. *Pflug* gegenüber engl. *plough*.

Ist schon räumlich und zeitlich die Geltung der Lautregeln beschränkt, so gibt es überdies noch eine ganze Reihe von

Kräften, die der streng regelrechten Entwicklung einer Sprache entgegenwirken. Der wichtigste Faktor darunter, die größte Feindin der regelmäßigen Lautentwicklung, zugleich eine der stärksten Triebfedern sprachlicher Entwicklung überhaupt, ist die Analogie, d. h. die Neuschöpfung auf Grund einer Assoziation. Wir haben nicht etwa alle Formen eines jeden Wortes verwendungsbereit im Gedächtnis, sondern wir ergänzen die Lücken jeweils nach dem Vorbild, nach der Analogie einer anderen Form, mit der wir die gesuchte in Beziehung bringen. Es kann nun vorkommen, daß wir bei einer Äußerung ein Muster wählen, das uns veranlaßt, statt der uns im Augenblick nicht geläufigen sprachüblichen Form eine neue zu bilden. Nehmen wir an, es sei einem Kind nicht deutlich in Erinnerung, wie die Vergangenheit von *fragen* heißt. Fällt ihm etwa als Muster *tragen* ein, dann wird es nach *trug* auch *frug* bilden, indem die sprachliche Proportion entsteht

$$x:\text{fragen} = \text{trug}:\text{tragen}.$$

Es hätte aber auch geschehen können, daß ihm *sagen* einfiel, weil etwa hier zum Reim noch eine ähnliche Bedeutung kam. Dann wäre auf Grund einer solchen Proportion die „richtige“ Vergangenheitsform *fragte* nach *sagte* gebildet worden.

Auch bei Suffixen kommen fortwährend „falsche“ Analogieschlüsse vor. Das Suffix *-heit* in *Schönheit*, *Klugheit*, *Freiheit* usw. trat seit alter Zeit häufig an Adjektiva auf *-ec* (heute *-ig*), z. B. mhd. *schuldec-heit*, *einec-heit*, wofür dann *-ekeit* geschrieben wurde. Nun standen aber neben den Adjektiven *schuldec*, *einec* deren Ausgangsformen *schuld* „die Schuld“ und *ein*. Indem man, zunächst irrtümlich, jene Ableitungen nicht mit *schuldec*, *einec*, sondern mit *schuld*, *ein* zusammenhielt, entnahm man einen Ausgang *-(e)keit*, der weiter produktiv wurde: *Eitel-keit*, *Wahrhaftig-keit* usw. Da nun wieder Bildungen der letzten Art nicht zu *wahrhaftig*, sondern zu *wahrhaft* in Beziehung gesetzt wurden, entstanden auch *Gerecht-igkeit*, *Klein-igkeit*, *Fest-igkeit* und dergleichen. So führte zweimal nacheinander die proportionale Analogie zu neuen Suffixen.

Auch sonst ist oft eine Verschiebung der ursprünglichen Beziehungen die Grundlage zu einer analogischen Ausweitung des Gebrauches. Man denke da etwa an Fälle wie franz. *ne...pas*, wo *ne* die eigentliche Verneinungspartikel ist, während

pas nur verstärkt: lat. *passum*, eigentlich „nicht einen Schritt“. Allmählich zieht aber *pas* für das Sprachgefühl die Negationskraft auf sich, so daß es schließlich sogar allein gebraucht werden kann: *pas du tout*! Ähnlich kam franz. *rien* aus *ne...rien* „nicht eine Sache“ (lat. *rem*) zu dem Sinn „nichts“. Deutlicher ist die analogische Gebrauchserweiterung bei der Verschiebung syntaktischer Beziehungen, wie in folgendem Fall. *Ich sehe das: die Kinder spielen* wird durch eine Umgruppierung, d. h. eine Veränderung des Satzgefüges zu *ich sehe, daß die Kinder spielen*, denn *das* und *daß* sind von Hause aus identische Formen. Dann richtet sich auch die Wortstellung nach der der Nebensätze: *ich sehe, daß er zufrieden ist*, und die Konstruktion wird auf Fälle übertragen, wo der Akkusativ des Pronomens „das“ nicht paßt: *ich bin überzeugt, daß...* Auf ähnlichen Verschiebungen mit analogischer Erweiterung des Gebrauchs beruht der Accusativus cum Infinitivo und auch der Ablativus absolutus des Lateinischen.

Die Analogie ist für die Gestaltung der Sprache von kaum zu überschätzender Bedeutung. Die ganze sogenannte „Grammatik“ ist ein engmaschiges Gewebe von Assoziationsfäden; die meisten Formen sind durch sie nach verschiedenen Seiten hin miteinander verbunden und können sich leicht gegenseitig beeinflussen. Findet eine so entstandene neue Form Nachahmung, dann kann sie herrschend werden, wird sie abgelehnt, dann bezeichnet man sie als „falsch“. Es gibt also für die Sprachrichtigkeit nur einen Prüfstein, den tatsächlichen Sprachgebrauch. Mit logischen Erwägungen kann man ihm gegenüber nichts erreichen; denn die Sprache ist zwar psychischen, aber keinesfalls logischen Gesetzen unterworfen, und es ist ein verhängnisvoller Irrtum, die Grammatik vom Throne der Logik aus meistern zu wollen, was immer wieder versucht wird. Die Sprache ist nicht logisch. Sie gestattet ohne weiteres, den größten Unsinn in grammatisch durchaus korrekter Form zu sagen. Solange man unlogisch denkt, wird selbstverständlich auch das Ausdrucksmittel unserer Vorstellungen, die Sprache, oft unlogisch sein müssen. Wieviel Ausdrücke, die vom Standpunkt der Logik sehr anfechtbar sind, finden sich in jeder Sprache, ohne daß es sich dabei um eigentlichen Unsinn handelt. In Raimunds bekanntem „Hobelied“ aus dem „Verschwender“ singt Valentin: „*Am End weiß*

keiner nix“. Logisch betrachtet würde diese echt volkstümliche Redensart das Gegenteil von dem besagen, was tatsächlich gemeint ist. Wir reden von „*nachtschlafender Zeit*“, obwohl doch nicht die Zeit, sondern die Menschen schlafen, von „*studierten*“ Männern, obgleich die Wissenschaft studiert worden ist, von *aktivem* und *passivem Wahlrecht*, obwohl das *Recht* nicht handelt; wir sagen eine „*fleißige Arbeit*“, obwohl der Verfasser fleißig war. Ein *Bedienter* wird nicht bedient, sondern bedient selbst, ein *Faß* „läuft nicht über“, sondern sein Inhalt. Ausdrücke, wie „*sitzende Lebensweise*“, „*bequemer Mensch*“, „*liegende Stellung*“, „*ein von Obst vollhängender Baum*“ sind sämtlich ganz unlogisch und nichtsdestoweniger allgemein üblich. Nicht die Logik, sondern die Psychologie und Ästhetik müssen wir für die Beurteilung der sprachlichen Äußerungen heranziehen.

Richtig in der Sprache ist, was üblich ist; natürlich kann der einzelne nicht beliebig Fehler machen und sich keck über die Sprechweise seiner Mitmenschen hinwegsetzen; denn die Sprache ist ein soziales Erzeugnis, sie dient dem allgemeinen Meinungsaustausch und der gegenseitigen Mitteilung und übt auf den einzelnen einen bestimmten Zwang aus. Findet aber eine Neubildung Beifall, dann kann sie sich einbürgern und hört auf „falsch“ zu sein. Für die Zustimmung der Sprachgenossen ist aber offensichtlich nicht die logische Berechtigung der neuen Ausdrucksweise entscheidend, sondern vielmehr ihre praktische Brauchbarkeit oder ihre Anschaulichkeit.

Sogar in unserer regelschnürten Schriftsprache, die gegenüber der Naturseite der Rede, der wirklichen Sprechweise des Volks, etwas Künstliches und Zurechtgemachtes ist, gibt es viele Fälle schwankenden Sprachgebrauchs. Man vgl. z. B. *ich habe ihn kennenlernen* oder *kennengelernt*, *der* oder *die Otter*, *trotz des Krieges* oder *trotz dem Kriege*, *die Generale* oder *Generäle*, *gepflegt* oder *gepflogen*, *gewebt* oder *gewoben*, *er sagt*, *er sei* oder *er wäre gekommen* usw. Man darf annehmen, daß der älteren Generation stets die vom Hergebrachten abweichenden Neuerungen als „Fehler“ und „falsch“ gegolten haben. Insbesondere in der Reihenbildung von Deklination und Konjugation hat sich infolge „Systemzwangs“ manche Ausgleichung lautregelmäßiger Formen vollzogen, außerhalb der Reihe bleibt das Alte oft noch erhalten. So wäre z. B. das regelrechte Partizipium von *gedeihen* *gediegen*; diese Form hat sich, zum

Adjektiv erstarrt, noch erhalten, während im lebenden Formen-zusammenhang jetzt die Form *gediehen* heißt: das aus dem Rahmen der anderen Formen fallende *-g-* ist hier durch das sonst durchgehende *-h-* ersetzt worden. Man vergleiche weiter die Flexion des Wortes *Frau* gegenüber den älteren, schwachen Flexionsformen in einigen isolierten und daher erstarrten Redewendungen, wie *die Kirche unserer lieben Frauen* (Singular!), *Liebfrauenmilch*. Der unbequeme Gegensatz von mhd. *ich was: wir wären*, von nhd. *Gold: gûlden* hat sich zugunsten des einfachen *ich wâr: wir wären, Gold: golden* ausgeglichen. Je häufiger eine Form gebraucht wird, um so größer ist ihre Widerstandskraft gegen die Einflüsse der Analogie. Daraus erklärt es sich, daß gerade die am häufigsten gebrauchten Zeitwörter oft allerlei „Unregelmäßigkeiten“ im herkömmlichen Sinne aufweisen, wie besonders das Verbum substantivum „*sein*“. Es ist im übrigen offenkundig, daß die Analogie auch dem Streben des Geistes nach Ordnung entgegenkommt. Sie wirkt dahin, größere Gruppen einheitlicher Art und damit Übersichtlichkeit und Einfachheit zu schaffen: Die analogischen Ausgleichungen nehmen zu, je mehr das Abstraktionsvermögen des Menschen fortschreitet. Eine Sprache, die sich gut in allgemeinen Regeln beschreiben läßt und demnach leicht erlernbar ist, wie etwa das Englische oder Neupersische, ist erst durch zahlreiche Analogiewirkungen zu dieser durchsichtigen Regelmäßigkeit gekommen.

Neben der allgemeinen Tendenz zur Ordnung, Vereinfachung und Übersichtlichkeit kann man noch einige besondere Arten der Analogiebildungen beobachten, die ein Wort aus den lautregelmäßigen Bahnen herausdrängen: sowohl der äußere Lautklang als der Wortsinn kann mitspielen. Im Augenblick des Sprechens tritt eine neue assoziative Verknüpfung des auszusprechenden Wortes mit einem anderen ein. „*Wetterleuchten*“ kann sich z. B. nicht regelrecht aus der mittelhochdeutschen Form *weterleich*, „Blitz“ entwickelt haben. Einst wurde jemand, der das Wort gebrauchte, an *leuchten* erinnert, einmal wegen des Lautanklangs an *leich* (eigentlich „Spiel“), und dann wegen des unmittelbaren Eindrucks der plötzlich aufzuckenden Lichtstreifen am dunklen Himmel. So entstand die Neubildung *Wetterleuchten*, die andere annahmen, und durch die das alte Wort dann allgemein ersetzt wurde. Dies war um so leichter,

als jenes alte *leich* samt dem Zeitwort *leichen* „tanzen“ veraltet und somit der Sinn des Kompositums unverständlich geworden war. Dieser Vorgang, daß ein Wort wegen des lautlichen Anklangs in einen neuen Zusammenhang mit einem anderen gebracht wird — sogenannte „Volksetymologie“ —, ist besonders oft bei Lehnwörtern eingetreten. Wenn es gelingt, sie aus dem Material der eigenen Sprache mit einem Sinn zu erfüllen, wird es auch in Kauf genommen, daß dieser Sinn auf den Sachgehalt nicht so recht zutrifft: *Meerkatze* aus indisch *markata* „Affe“, *Vielfraß* aus norweg. *fjeldfross* „Berg-kater“; am besten geglückt ist *Hängematte*, niederländ. *hangmat* aus karaimisch *hamaq* „Schlafnetz“.

Man kann die Neigung beobachten, ähnliche Vorstellungen auch durch ähnliche Laute wiederzugeben. So kommt es nicht selten vor, daß zwei oder mehr sinnverwandte Wörter aufeinander reimen. Dann ist entweder das eine nach dem Muster des anderen umgeformt oder überhaupt neu geschaffen worden; oder aber die Bedeutung des einen von zwei zufällig reimenden Wörtern hat sich der des anderen angenähert. In jedem Fall haben wir es mit der Wirkung der Analogie zu tun. In unserer Sprache sind Reimwortpaare z. B. *recken: strecken, rupfen: zupfen, rütteln: schütteln, Gipfel: Wipfel, Wulst: Schwulst, prall: drall, rauchen: schmauchen, ruppig: struppig, hager: mager, läppisch: läppisch, wanken: schwanken* usw. Selbstverständlich haben sich diese laut- und zugleich bedeutungsähnlichen Paare nicht rein zufällig gefunden. Ihre nähere Untersuchung zeigt, daß meistens die ähnliche Bedeutung erst den lautlichen Anklang herbeigeführt hat. Doch kommt es auch umgekehrt vor, daß wegen des ähnlichen Klangs sich die ursprünglich abstehenden Bedeutungen genähert haben; so nahm *greinen*, ursprünglich „den Mund verziehen“ (vgl. *grinsen*), die Bedeutung von *weinen* an.

Reimwortbildungen ähnlicher Art können wir in den verschiedensten Sprachen beobachten: im Ungarischen nennt man sie *ikerszók* „Zwillingswörter“, wie *cserél-berél* „tauschen“, im Arabischen *itbā* wie *hasan-basan* „sehr schön“. Als Beispiele seien noch genannt: neupers. *sib u tib* „verblüfft“, *harj u marj* „Tumult“, *tund kār kardan* „vorgehen“ (von der Uhr): *kund kār kardan* „nachgehen“, *āb u tāb* „glänzende Ausstattung“, *dād u faryād kardan* „um Hilfe schreien“, osmanisch-türkisch

kitab mitab „Bücher und dergleichen“, *ğayal mayal* „Einbildung“, *cicili-micili* „reizend, allerliebste“, arab. *šaitanun laitānun* „ein Erzteufel“, kirgisisch *sölkötöi-sölpötöi* „langsam“, mandschu *gari-mari* „zerbrochen“, *kaka-faka* „ein großes Gelächter“, mongolisch *kekidek-sekidek* „untereinander“, burjätisch *tajan-majan* „einige Zeit“. In anderen Fällen ist ein Wortpaar nur im Vokalismus verschieden, z. B. *trippeln*: *trappeln*, *kribbeln*: *krabbeln*; so auch finnisch *ukko* „Greis“: *akka* „Greisin“, mandschu *ama* „Vater“: *eme* „Mutter“, *amxa* „Schwiegervater“: *emxe* „Schwiegermutter“, *xaxa* „Mann“: *xexe* „Frau“, *amila* „Vogelmännchen“: *emile* „Vogelweibchen“, *vas'i* „herabsteigen“: *ves'i* „hinaufsteigen“ usw.

Es kann ferner vorkommen, daß für einen gesuchten Ausdruck zwei irgendwie assoziierte Wörter zugleich ins Bewußtsein treten und sich nun im Augenblick der Lautbildung zu einem Zwittergebilde vereinigen. Folgende dem Leben entnommene Anekdote mag den inneren Hergang veranschaulichen: Ein Kind bekommt den Violine Schlüssel in der Musikstunde erklärt und erfährt, daß man ihn auch den *G*-Schlüssel nennt. Nach einer Weile gefragt, wie dies Zeichen genannt werde, antwortet es: *Geolin-Schlüssel*! Dabei klang vielleicht das künstliche Wort *Geolin* mit, das es als Bezeichnung eines Putzmittels gehört haben mochte. Werden solche Formen von mehreren angenommen, dann ist die Neubildung anerkannt, z. B. *doppelt*, das aus *doppel* und *gedoppelt* gekreuzt ist. *Anbetreffen* ist ein Mischling aus *betreffen* und *anlangen*. So spricht Schiller in den „Räubern“ von einem *Skritzler* (II. Akt, 3. Szene), ein Wort, das aus der Vermengung von *Kritzler* und *Skribent* entstanden ist. Im Dialekt und der Alltagsrede kommen solche Kontaminationen oder Kreuzungen recht häufig vor; so ist wohl rheinhessisch *Petter* „Pate“ aus *Vetter* und *Pate* gekreuzt. *Kreisel* ist kontaminiert aus *Kreis* und einem jetzt verlorenen *Kräusel*, einer Verkleinerungsform von mhd. *krüse* „irdenes Trinkgefäß“. *Charlatan*, italien. *ciarlatano* ist vermischt aus italien. *cerretano* eigentlich „Mann von Cerreto“, einem Städtchen Mittelitaliens, und *ciarlare* „schwätzen“.

Da beim Aussprechen eines Lautkomplexes der Geist stets vorausseilt und, während die Sprachwerkzeuge arbeiten, schon das nächste vorbereitet, kommen ferner allerlei Vorwegnahmen, aber auch Nachwirkungen vor, die das regelrecht

zu erwartende Lautgefüge verändern. Bei dem häufigen Versprechen kann man dies täglich beobachten. Es bestehen hier die verschiedensten Möglichkeiten, von denen vor allem die Dissimilationerscheinungen erwähnt seien. Dabei läßt sich ein regressiver und progressiver Verlauf der Dissimilation feststellen. Nennen wir den induzierenden Laut x , den dadurch induzierten y , so wandelt sich

a) zurückwirkend (regressiv): $x-x$ in $y-x$

b) vorwärtswirkend (progressiv): $x-x$ in $x-y$.

So entstand auf dem einen Wege (a) z. B. italien. *albero* aus lat. *arbores*, dialekt. nhd. *balbieren* neben *barbieren*, *Maulbeere* aus ahd. *mūrberi*, *Kartoffel* aus älterem *Tartuffel* (von italien. *tartufolo* „Trüffel“), italien. *Bologna* und franz. *Boulogne* aus (gallisch-)lat. *Bonōnia*; umgekehrt dagegen (nach b) z. B. *Marmelstein* neben *Marmor*, italien. *mercoledì* „Mittwoch“ aus lat. *Mercurii diēs* „Tag Merkurs“. Auch bloße Ähnlichkeit von Lauten kann Veranlassung zur Dissimilation geben, z. B. *Kümmel*, ahd. *chumil* aus lat. *cuminum* (mit zwei Nasalen). Ja, ein Laut kann ganz ausfallen, weil dem Sprecher etwa störend zum Bewußtsein kommt, daß dieser Laut in der nächsten Silbe am Platze ist. Dann sprechen wir von „dissimilatorischem Schwund“, vgl. nhd. *fodern* neben *fordern*, *Palier* aus mhd. *parlier*, *Pfennig* aus älterem *Pfenning*, der auch mundartlich noch erhaltenen Form, *König*, schon mhd. *küinec* aus ahd. *kuning*; *Köder* heißt bereits mhd. *köder* neben *körder*, *querder*, ahd. *querdar*; *Vogel* aus vorauszusetzendem **flugla-* gehört wohl zu *Flügel*, *fliegen*. In der Umgangssprache hört man oft *maschieren*, *Paterr*, *Gadrobe* anstatt *marschieren*, *Parterre*, *Garderobe*. Daß bei der Dissimilation aber auch die Unbequemlichkeit der Lautfolge eine Rolle spielt, zeigen Fälle, wo vorbeugend die Wiederkehr des gleichen Lautes vermieden wird, z. B. *Büchlein*, *Bächlein*, *Bäuchlein*, *Sprüchlein* mit dem selteneren Deminutivsuffix statt des häufigeren *-chen*.

Sogar ganze Silben können unterdrückt werden. Man spricht dann von Haplologie oder Silbenschichtung wie in *Elend* aus ahd. *eli-lenti* „in der Fremde, verbannt“, *tragikomisch* statt *tragiko-komisch*; gewöhnlich schon vorbeugend: *Zauberin* für **Zauberer-in*, *Mineralogie* für **Mineralo-logie*, *pazifistisch* für *pazifizistisch*, *Schwibbogen* (durch neue Anlehnung an

schweben) aus ahd. *swibogo* für **swibi-bogo* zu *swebēn* „schweben“, engl. *singly* „einfach“ für **single-ly*, lat. *stipendium* für **stipipendium* „Soldauszahlung“. Auch das Umgekehrte kommt vor, der assimilatorische Lautzuwachs, wobei ein eigentlich erst an späterer Stelle zu sprechender Laut zu früh artikuliert wird. Für das Wesen dieses Vorganges ist die Anekdote vom hessischen Schaffner lehrreich, der kein *r* sprechen kann und daher meist *Dammstadt* anstatt *Darmstadt* sagt. Im Bemühen, seinen ihm bewußten Fehler zu vermeiden, ruft er eines Tages: „*Starrtion Dammstadt!*“ Hierher gehören Fälle, wie franz. *trésor* aus lat. *thēsauros*, mundartlich *wennst du willst*.

Ein weiterer großer Feind der regelmäßigen Lautvertretung ist die Bequemlichkeit; allzu lange Wörter werden in der Umgangssprache gekürzt, wie gerade in neuer Zeit diese Abkürzungen als Spiegelbild moderner Hast üblich geworden sind: *Auto* für *Automobil*, *Kino*, ital. *cinema* für *Kinematograph*, *Pelz* für *Pelzkragen*, *Zoo* statt *Zoologischer Garten*, *Kilo* statt *Kilogramm*, *Herr Ober* statt *Oberkellner* usw. An der Schenke eines Restaurants kann man die Kellner bestellen hören: *ein Bock* (d. h. Bockbier), *zwei Schock* (d. h. zwei Tassen Schokolade), *ein Mokka* (Tasse Bohnenkaffee), wobei natürlich wieder der Reim sein Wesen treibt. Besonders auffallend sind solche nachlässigen Kürzungen aus Bequemlichkeit, wenn Glieder ausgelassen werden, die eigentlich die Hauptfunktion haben, z. B. *'n Tag* „guten Tag“, *'n Abend* „guten Abend“ (wünsche ich), *Mahlzeit* „(gute) Mahlzeit“; hier wird gerade das Wesentliche fortgelassen. Viel verständlicher ist es, wenn Wortteile geschwächt und nachlässig ausgesprochen werden, die von geringer Bedeutung sind; so stirbt leicht der zweite Teil von Zusammensetzungen ab und wird geradezu zu einer bloßen Endung: *Adler* aus mhd. *adelar*, eigentlich „Edel-Aar“, *Kiefer* aus *Kienföhre*, *Jungfer* aus *Jungfrau*, *Junker* aus *Jungherr*, *Wingert* aus *Win-garten*, *Viertel* aus *Vierteil*, *Weibsen* aus mhd. *wibes name* „das weibliche Geschlecht“, *Grummet* aus mhd. *gruon-mūt* und dergleichen. Bei Zusammensetzungen mit einem Kompositum fällt oft das mittlere, weniger bedeutungsvolle Glied aus, indem die Neubildung unmittelbar zur Ausgangsform in Parallele gesetzt wird: *Öl-zweig* parallel zu *Öl-baum*, statt *Ölbaum-zweig*, *Sonn-abend* nach *Sonn-tag*, der *Feld-see* am *Feldberg*, der *Traun-stein* am *Traun-see*, *Drachensaat* statt *Drachen-*

zahn-saat. Der norwegische König Hakon der Gute besaß ein Schwert, mit dem er einmal einen Mühlstein zerhauen hatte; daher hieß es aisl. *kuernbíttr* „Mühlenbeißer“ anstatt *kuernsteinbíttr* „Mühlsteinbeißer“.

Auch bei dem größten Teil der Assimilationen dürfte die Bequemlichkeit die Hauptursache sein, wie z. B. *krumm* aus *krumb*, *Ammann* für *Amtmann*, *empfangen* für *ent-fangen*, *Imbiß* aus *In-biß*, *Himbeere* aus *Hindbeere*, *Homburg* aus mhd. (*ze der*) *hōhen burc*, *Hoffart* aus *hōch-vart*. Die Sprechwerkzeuge haben es leichter, wenn sie die benachbarten Laute soweit möglich an derselben Stelle hervorbringen. Dieses physische Moment ist in erster Linie beteiligt, wenn eine nach den Lautregeln zu erwartende Form zu große Ausspracheschwierigkeiten bietet. Dieselbe Wirkung kann man bei den Assimilationen der Kindersprache sehen, wie *Gege* für *Grete*, *Dott* für *Gott*, usw. Das Kind beläßt die Organe in der einmal gewählten Artikulationsstellung, die es nicht so schnell verändern kann.

Mehr auf psychologischen Ursachen, daß nämlich die Vorstellung eines Lautes sich zu früh geltend macht oder nachwirkt, beruht wie die Ferndissimilation so auch die Fernassimilation, z. B. bayr. *Mesmer* aus *Mesner*, nhd. *Lilie*, lat. *lilium* aus griech. *léirion*, spanisch aber wieder dissimiliert zu *lirio* „Lilie“. Den Weg der Entstehung zeigen Versprechformen wie *Wischenschaft* für *Wissenschaft*. Manche Sprachen haben eine vokalische Fernassimilation förmlich zum Bildungsprinzip erhoben: die bekannte Vokalharmonie, z. B. ungar. *ház-ban* „im Hause“, aber *kéz-ben* „in der Hand“, türkisch *at-lar* „Pferde“, aber *ev-ler* „Häuser“. Ich erinnere weiter daran, daß bei schwer sprechbaren Sätzen eine Fernassimilation oft nur unter Aufbietung bewußter Willenskraft vermieden werden kann: *der Metzger wetzt* (meist sagt man bei öfterem schnellen Wiederholen *metzt*) *sein Metzgermesser*; *Fischers Fritz ißt frische Fische*.

Zweifelloos hat die Bewegung der Sprechwerkzeuge, also die mehr physische Seite des Sprechens, großen Einfluß auf die Form der Lautgebilde, und gar mancher von den Lautregeln geforderten Form widersetzen sich die Sprechwerkzeuge. Auch bei Lehnwörtern kann man dies fortwährend beobachten. Denn zwischen den einzelnen Völkern herrscht hier ein großer Unterschied. Im Tlatskanai, einem Indianerdialekt der sogenannten Tinne-Sprachgruppe Nordamerikas, lautet das Wort für

„Sprache“ *xotšotxltšitxltſaha*. Wieviel größere Konsonantenhäufungen kann z. B. auch der Germane ertragen als ein Romane, wieviel Mühe macht einem Franzosen die Aussprache deutscher Wörter wie *Räucherkerze*, *Strickstrumpf*, wie schwierig ist für den Ausländer oft ein besonders charakteristischer Laut in einer Sprache, wie z. B. das dunkle, *u*-getränkte *l* der Russen und Polen, das *ř* der Tschechen, das *ll* der Kymren, das russische *y*, ein Mittellaut zwischen *i* und *u*, wie er auch im Türkischen ähnlich vorkommt (*ı*), das arabische *ʿAjn*, der Stimmbandverschluß der Dänen, die Zischlauthäufungen in den meisten Kaukasussprachen, die Schnalzlaute des Buschmännischen und Hottentottischen, die verschiedenen „Töne“ des Chinesischen, usw. Ja, der Franzose oder Italiener kann einen so einfachen Laut wie *h*, der dem Deutschen keinerlei Schwierigkeiten macht, nicht gut aussprechen, während Slaven unser *h* meist zu rauh als *ch* artikulieren. Manchen Sprachen fehlen die allereinfachsten Laute; so kennt z. B. das Irokesische keine Labiale, kein *b*, *p* und *m*, fast alle polynesischen Idiome verschmähen die Medien, die indogermanische Grundsprache scheint unter anderem kein *ö*, *ü*, *f* und *ch* gehabt zu haben; dem Altindischen ist der Vokal unbekannt, der im Neuhochdeutschen am häufigsten von allen vorkommt, das kurze *e*. Dem Russischen fehlen *ö* und *ü*, die es daher in Lehnwörtern ersetzen muß, z. B. *Ljubek* „Lübeck“; auch pflegt es statt der stimmlosen Spirans *th* (wie im Englischen) ein *f* einzusetzen (sogenannte „Lautsubstitution“): *Feodor* aus griech. *Theodōros*, *Marja* aus *Martha*.

Schon die Normalstellung der Sprachorgane ist bei den verschiedenen Völkern sehr ungleich. Ein Engländer schiebt seinen Unterkiefer vor, ein Italiener spricht im Vergleich mit einem Deutschen alles viel mehr im vorderen Mundraum, während der Araber und der Indianer tief in der Kehle artikuliert. Wenn ein Volk gezwungen wird, die Sprache eines fremden anzunehmen, spricht es die neue Sprache mit der Artikulationsstellung der alten. Französisch ist Latein im Munde von Kelten weiterentwickelt, Spanisch Latein im Munde der Keltiberer. Manche Gesamtentwicklung einer Sprache erklärt sich vielleicht aus diesem wichtigen Gesichtspunkt.

Da ferner durch den Affekt die Tätigkeit der Sprachwerkzeuge sehr beeinflußt wird, ist auch er ein wichtiger Faktor;

im höchsten Zorn, im Ärger, in der Leidenschaft spricht man anders als bei normaler Seelenstimmung, die ganze Artikulationsart, die Quantität der Vokale, die Betonung und Sprachmelodie und das Sprechtempos sind stark vom Affekt bedingt. Warum soll das Temperament der Völker nicht auch im Lautgewand ihrer Sprache zu fühlen sein? Heftig gestikulierende, ewig erregte, leicht entzündbare Südländer werden schon deswegen andere Sprachlaute lieben als kühle Nordleute, die verschlossen und wenig mittheilsam sind.

Am vollsten ergießt sich der Redestrom in den Vokalen, während die Konsonanten ihm Widerstände entgegenstellen, an denen er sich bricht. Es ist lehrreich zu beobachten, wie der gemüthliche Österreicher und Bayer sucht, die vielen, dem Deutschen eigenen Konsonanten zu verringern, sehr im Gegensatz zu dem Schweizer: z. B. dialekt. *i*, *mi*, für *ich*, *mich*, *ā* für *auch*, vgl. einen Satz *i gē ā eini* mit hochdeutschem *ich gehe auch hinein*. Wie anders der steifere, verschlossener Norddeutsche, der peinlich genau seine Endungen ausspricht, die Konsonanten viel härter artikuliert, so daß leicht etwas Sprödes, wenn nicht Rasselndes entsteht. Für diesen Zusammenhang von Stammesart und Aussprachegewohnheit ist auch ein Vergleich des wortkargen Norwegers mit dem lebenswürdigen, lebensfreudigen Schweden sehr bezeichnend; im Schwedischen herrschen nicht nur Vokale vor, sondern die vollklingenden, buntvokalischen Endsilben sind hier ganz im Gegensatz zum Norwegischen bewahrt. Das merkwürdig Widerspruchsvolle des russischen Nationalcharakters, wo Gutmütigkeit und furchtbare Grausamkeit, wo Eigensinn, Starrheit und kindliche Aufrichtigkeit, Trägheit und, wenn es gilt, Energie sich gar wunderlich vermengen, kann man auch in der Sprache erkennen, die ebenso weich und wohlklingend als zischend und spröde sein kann. Wie wundervoll musikalisch klingt das Italienische oder Spanische, wie zeigt sich der künstlerische Geist des alten Hellenen in seiner schönen Sprache!

Zweifellos äußert sich also etwas von der besonderen Art des Volkscharakters auch in der Weise des Sprechens. Daneben aber wirkt sich auch der Einzelcharakter in der Beschaffenheit der individuellen Sprechweise aus, und die Eigentümlichkeiten bestimmter Volksschichten können sogar Einfluß auf die Sprache der Gesamtheit gewinnen. Es ist oft beobachtet worden, daß

Männer anders sprechen als Frauen. Diese reden sprunghafter, deuten mehr an, und wie sie sich in Gedankensprüngen gefallen, so kommen auch recht häufig Konstruktionsvermischungen vor. Sie lieben Übertreibungen aller Art. Ferner pflegt die Frau auch in der Sprache konservativer zu sein als der Mann. Der Tatenmensch, der gewohnt ist zu befehlen, pflegt eine knappe und energische Sprechweise zu haben. Schüchterne Menschen bitten durch eine halblaute Redensart, durch Bevorzugung der Frageform gleichsam dauernd um Entschuldigung für ihre Anwesenheit. Ästhetiker meiden alle lauten Töne und gefallen sich in gedämpften, gelispelten und gehauchten Sätzen. Kurz, im Grunde spricht ein jeder Mensch ganz eigenartig und abweichend von seiner Umwelt.

Daß die einzelnen Berufe und Stände verschieden reden, ist leicht zu erkennen. Durch das Vorherrschen eines Standes wird aber die ganze Sprachentwicklung bestimmt. Daher mag es kommen, daß in manchen Jahrhunderten die Änderungen recht gering sind, während dann in viel kürzerer Zeit einschneidende Neuerungen aufkommen. Man denke daran, daß zuerst Geistliche, dann Ritter, schließlich Bürger in Deutschland eine führende Rolle gespielt haben, der im großen und ganzen auch die Aufeinanderfolge von Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch entspricht. Durch die Völkerwanderung, durch die Zerstümmierung des Römerreichs, durch Umwälzungen aller Art kamen andere Stände, andere Bevölkerungsschichten ans Ruder, deren Sprechweise für den Gang der sprachlichen Entwicklung bestimmend wurde. Weniger Gebildete werden allen Neuerungen williger Aufnahme gewähren als Stände, die bewußt eine Tradition pflegen.

Wenn jeder Stand, ja im Grunde jeder Mensch anders spricht, dann schlägt unsere anfängliche Verwunderung darüber, daß die Wortgestalten sich nicht gleich bleiben, sondern sich stetig verändern, beinahe ins Gegenteil um: jetzt staunen wir, daß trotz all den Kräften, die der hergebrachten Lauterzeugung entgegenarbeiten, trotzdem oft von willkürlichen Neuerungen einzelner Individuen oder Gruppen der Anstoß zu Abweichungen gegeben wird, und trotzdem Sprechen immer Neuschöpfung ist, es der Wissenschaft gelang, eine solche Gesetzmäßigkeit im Verlaufe des Lautwandels aufzuzeigen, wie wir sie auf anderen Gebieten der Kulturwissenschaft bis jetzt auch nicht

annähernd nachweisen können. Allein diese vervollkommnete Methode hat es der Sprachwissenschaft ja auch ermöglicht, weit über die Grenzen der historischen Überlieferung hinaus in das Dunkel hineinzuleuchten, das die Vorgeschichte unseres Volks umschattet.

Wie kommt es nun aber, daß trotz der vielen auf die Laut-hervorbringung der einzelnen Sprecher einwirkenden Kräfte seelischer und physischer Art die gesamte Lautentwicklung einer Sprache so regelmäßig und ruhig verläuft, und daß wir sie mit den verhältnismäßig einfachen Formeln unserer Laut-regeln beschreiben können? Bei der Beantwortung dieser schwierigen Frage muß man bedenken, daß täglich und stündlich unzählige Abweichungen und Neuerungen gegenüber der allgemein üblichen Sprechweise aufkommen; aber die meisten gehen spurlos unter, wenn der betreffende Sprecher nicht in seinem Kreise vorbildlich ist. Das Normale, tatsächlich Gegebene und Selbstverständliche, von dem wir ausgehen müssen, ist dieser Trieb eines jeden einzelnen Sprechers, seine Muttersprache auf seine Weise zu artikulieren, also die dauernde Veränderung, Umbildung und Differenzierung der herrschenden Sprechgewohnheit, die, genau betrachtet, auch nicht bei zwei Gliedern einer Sprachgenossenschaft gleich ist. Das, was Erklärung fordert, ist demnach die verhältnismäßige Einfachheit und Einheitlichkeit der Abweichungen, die wir in den Lautregeln beschreiben. Sie läßt sich durch den großen Widerstand verstehen, den die Masse gegen individuelle Neuerungen ausübt. Wir müssen uns nämlich bewußt werden, daß die Sprache eine vorwiegend soziale Schöpfung darstellt, in der die subjektiven Anregungen einzelner die Billigung und Nachahmung der Mehrheit finden müssen, um sich durchzusetzen. Soweit es sich um die organische Entwicklung innerhalb ein und derselben Sprache handelt, liegt demnach in der Sprachveränderung das Ergebnis eines unaufhörlichen Kampfs vor zwischen individuellen Neigungen und der konservativen Beharrlichkeit der Gesamtheit. Um so höher eine Kultur gediehen ist, umso mehr Widerstände werden den Neuerungen der einzelnen von der Gesamtheit entgegengesetzt, besonders wenn bereits eine schriftlich fixierte Einheitssprache ihr Gewicht geltend macht. Es ergibt sich weiter aus dieser Auffassung, daß die Stände, welche durch geschichtliche

Vorgänge zu einer führenden Rolle gelangen, mit ihrer Sprechweise den Sprachcharakter beeinflussen. Durch die kulturelle Entwicklung und durch politische Verhältnisse wird die tonangebende Schicht der Sprechenden und so mittelbar die sprachliche Norm bestimmt. Daneben kommt als ein zweiter, sehr wichtiger Anlaß für die Veränderungen im Lautstand einer Sprache die Völkermischung in Betracht, also wieder ein historisches und kulturgeschichtliches Moment. Darüber soll später ausführlicher gesprochen werden.

Abgesehen von diesen äußeren Anstößen, nämlich dem Wechsel der führenden Gesellschaftsschicht und der Einwirkung einer fremden Sprache, liegen aber schon im jeweiligen Zustand der Sprache selbst vielfältige Anreize zur Weiterbildung, einerseits durch die noch nicht ausgenützten Möglichkeiten, die in dem System eingeschlossen sind (z. B. die Möglichkeit weiterer Zusammensetzungen im Deutschen), andererseits infolge der mangelnden Stabilität, der Inkonsequenzen des Sprachgefüges, insbesondere auch des phonologischen Systems. Was man sonst an Anlässen zur Sprachänderung angeführt hat, wie z. B. die Wirkung des Klimas, der Gegensatz von jüngerer und älterer Generation, die Kindersprache, die fehlerhafte Wiedergabe der überlieferten Aussprache usw., tritt gegenüber jenen Hauptfaktoren vollständig zurück und ist so gut wie belanglos.

3. Der Bedeutungsinhalt der Sprachformen

Nicht nur die lautliche Gestalt der Wörter, ihr Körper, ist in ständiger langsamer Umbildung begriffen, sondern sogar das, wofür das Lautgebilde Zeichen oder Marke geworden ist, der damit ausgedrückte Bedeutungsinhalt: auch der Sinn der Wörter ändert sich im Laufe der Zeiten. Noch im Mittelhochdeutschen haben viele Wörter eine ganz andere Bedeutung als die lautlich entsprechenden neuhochdeutschen Formen; *hōch-(ge)zit* ist dem Sinne nach nicht dasselbe wie *Hochzeit*, sondern bedeutet eine kirchliche Festlichkeit, wo es „hoch“ hergeht, *frouwe* ist nicht einfach „Frau“, sondern bezeichnet nur die adlige Dame. Keine Frage, daß auch die Bedeutungsverschiebung eines Wortes ihre Ursachen haben muß, daß dabei nicht an willkürliche, sprunghafte Änderung zu denken ist. Allein die Entwicklungen lassen sich nicht in so klaren Gruppen

veranschaulichen und auf so einfache allgemeine Formeln bringen wie beim Lautwandel, weil die Zahl der Bedeutungsinhalte gegenüber den lautlichen, im Alphabet zusammenfaßbaren Einzelementen in einer gar nicht vergleichbaren Übermacht steht und weil verschiedenartigste außersprachliche Momente einwirken. Hier bei der Bedeutungsentwicklung muß man viel mehr ins einzelne gehen, von Fall zu Fall muß der Weg der Veränderung beobachtet und womöglich auf besondere Ursachen zurückgeführt werden. Hier kommen zu den verschiedensten psychischen Motiven in vielen Fällen äußere Kultureinflüsse, aber gerade dies verleiht der Lehre von der Bedeutungsentwicklung einer Sprache, der Semasiologie, besonderes Interesse. Hinter der Bedeutungsänderung eines Wortes steht der Wandel der entsprechenden Vorstellungskomplexe. Eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Bedeutungsveränderungen würde wie in einem Spiegel ein gut Teil der geistigen Entwicklung eines Volkes darbieten; wir könnten daran sehen, wie ein Volk allmählich denken gelernt hat, und da alle Kultureinflüsse die Sprache umbilden, muß umgekehrt die Sprachveränderung aus der Geschichte eines Volkes verständlich werden.

Gerade hier sehen wir besonders deutlich, daß die Sprachwissenschaft einen Teil der allgemeinen Kulturwissenschaft bildet und daß es ein verhängnisvoller Irrtum ist, wenn manche sie isolieren und die Sprache „an sich und um ihrer selbst willen“ betrachten wollen. Ist dies schon für Laut- und Formenlehre, Wort- und Satzbildung eine ganz einseitige und beschränkte Betrachtungsweise, so ist sie für das Gebiet der Bedeutungslehre geradezu verfehlt und unhaltbar. Denn jede Etymologie, die den Ausgangspunkt einer sprachlichen Bezeichnung nachweist, ist ein in der Sprache versteinerter Gedanke, jede Bedeutungsentwicklung ein Beitrag zur Denk- und Geistesgeschichte eines Volkes, daher muß der Forscher auch imstande sein, sich in die alten und primitiven Gedanken einzufühlen, will er eine primitive, vorhistorische Grundbedeutung verstehen; die Semasiologie muß also historisch betrieben werden, weil eben die Benennungen aus den verschiedensten Zeiten stammen.

Vorderhand steht eine solche historische Bedeutungslehre noch ganz in den ersten Anfängen, und jener Traum von einer

Geschichte menschlichen Denkens auf Grund systematischer bedeutungsgeschichtlicher Forschungen, von einer linguistischen Geschichte der volkstümlichen Philosophie, ist vorläufig ein ganz fernes Ziel. Erst wenn einmal in viel größerem Umfang, als es bis jetzt geschehen ist, die einzelnen Bedeutungsverschiebungen bis ins kleinste beschrieben und, soweit es im Einzelfall gehen will, auf ihre Ursachen zurückgeführt sind, wird man es wagen dürfen, das riesige Material zu ordnen und ihm vielleicht allgemeinere „Gesetze“ abzugewinnen; zur Zeit fehlt es noch überall an den nötigsten Vorarbeiten, und so muß ein jeder derartige Versuch einer allgemeinen Behandlung der Bedeutungsgeschichte als verfrüht erscheinen: man wird einen Schrank erst dann anfertigen, wenn man weiß, was alles in ihm Platz haben soll.

Suchen wir uns wenigstens über einige Grundtatsachen der Semasiologie klarzuwerden.

Zwischen Wortkörper und Wortbedeutung waltet, von der Gruppe der bewußt schallnachahmenden Formen und vom gelegentlichen Wirken einer lautlichen Symbolik oder affektischer Lautveränderung abgesehen, keine sachliche, innere Beziehung. Daß ein Wort gerade die und keine andere Bedeutung besitzt, ist das Ergebnis der historischen Entwicklung, der Schöpfung des Wortes im Anschluß an ein schon vorhandenes und der darauffolgenden ununterbrochenen Tradition von Geschlecht zu Geschlecht, aber nicht durch die Gestalt des Wortkörpers bedingt. Wenn *laus* im Deutschen ein Insekt, im Lateinischen das „Lob“ bedeutet, wenn das deutsche *kalt* das Gegenteil von italien. *caldo* „warm“ besagt, so ist der Wortkörper an diesen Bedeutungen unbeteiligt, wie ja umgekehrt derselbe Sinn in den verschiedenen Sprachen meist durch Wörter ganz verschiedener Lautgestalt wiedergegeben wird; ja es gibt auch in ein und derselben Sprache Wörter gleicher Lautform, die ganz verschiedene Bedeutung besitzen, wie z. B. *bauer* (*der* und *das Bauer*), *mal* „Zeichen“, „Fleck“ und „Zeitpunkt“, *acht* „Sorgsamkeit“, „Ächtung“ und als Zahlwort. Daher sind auch Lautwandel und Bedeutungsänderung unabhängig voneinander: wir haben Wörter, die sich im Laufe der Jahrhunderte stark verändert haben und doch noch dieselbe Bedeutung wie anfangs besitzen, z. B. nhd. *hundert*, vorhistorisch etwa **kmtóm*; umgekehrt kann sich

die Bedeutung ändern, wenn die Lautform die gleiche bleibt, meist ändert sich beides an einem Worte zugleich, aber in der Regel ohne inneren gegenseitigen Zusammenhang. Es kommt ferner vor, daß grammatisch eng verwandte Wörter wegen einer verschiedenen Bedeutung für das Sprachgefühl jeden Zusammenhang verlieren, z. B. *Schacht* und *Schaft*, *also* und *als*, *Rabe* und *Rappe*, *Knabe* und *Knappe*, *Beet* und *Bett*, *statt* und *Stadt*, *sühnen* und *versöhnen*, *wahr* und *zwar*, *das* und *daß*, *zücken* und *zucken*.

Der Bedeutungsumfang eines Wortes ist oft recht schwankend und entbehrt scharfer Grenzen. Es ergibt sich aber in der Regel aus dem Zusammenhang des Satzes und der ganzen Situation eine Einschränkung der Wortbedeutung für den vorliegenden Fall. Dasselbe Lautgebilde *band* wird erst im Satzgefüge und durch nähere Bestimmungen als Verbalform oder als eines von zwei gleichlautenden Substantiven erkennbar, z. B. in den Wortverbindungen *ich band*, *der Band*, *das Band*, wobei man natürlich von den orthographischen Zufälligkeiten der Schrift abzusehen hat. So muß denn auch durch den Satzzusammenhang oder die Situation im Einzelfall die Bestimmtheit gewährleistet werden, die dem Wort (z. B. *das Band*) bei seinem nicht deutlich begrenzten Inhalt und den mannigfachen Möglichkeiten seiner Verwendung an und für sich abgeht. Es hat ganz verschiedenen Sinn, je nachdem ich es in einem Modeladen (*Band* = Zeugstreifen), bei einem Seiler (*Band* = Schnur), in einem Weinkeller (*Band* = Faßreif) oder vor einem Anatomen (*Band* = Muskelverbindung oder Sehne) ausspreche. Man kann in solchen Fällen eine „generelle“ d. h. mehr allgemeine Bedeutung von der unter besonderen Umständen eintretenden, engeren Sonderbedeutung, der „okkasionellen“, unterscheiden. Diese ist vieleindeutiger und bestimmter als jene, weil sie auf einen bestimmten Sachzusammenhang bezogen ist.

Ferner ist es nötig, die Nebenvorstellungen zu beachten, die besondere Art, wie der begriffliche Inhalt mit Nachbarbegriffen, Begleitvorstellungen oder mit Gefühlen assoziiert ist. Wie anders klingt der Name einer Stadt dem, der sie kennt oder dort geboren ist, als demjenigen, der keinerlei Beziehungen zu ihr hat! Hier stoßen wir also auf etwas Subjektives, bei jedem einzelnen Verschiedenes, ähnlich der verschiedenen

Apperzeptionsart. Die besondere Wirkung bestimmter Nebenvorstellungen kann bei Bedeutungsverschiebungen einen entscheidenden Einfluß haben.

Von den gefühlsbetonten Vorstellungen, die der Wortinhalt in uns auslöst, z. B. *Folter, Tod, Hochzeit, Mutter, Rose*, müssen wir den Gefühlswert unterscheiden, der dem Wort selbst eigen ist, indem er allein dessen Inhalt von dem anderer Wörter unterscheidet, die zwar ungefähr denselben Sachgehalt darstellen, aber keinen oder einen anderen Gefühlswert haben. Denn viele Wörter besitzen eine ganz bestimmte Klangfarbe, die einen Reiz auf unser Empfinden ausübt. Das eine von zwei, rein verstandesmäßig betrachtet, bedeutungsgleichen Wörtern klingt etwa besser, ist feiner oder gewählter als das andere. Man prüfe nach diesem Gesichtspunkt Paare wie *Insel: Eiland, Frühjahr: Frühling; Lenz, Gesicht: Antlitz, Ufer: Gestade, Wiese: Au, Flügel: Fittiche oder Schwingen, Äcker: Fluren, Kopf: Haupt, schützen: schirmen, essen: speisen, umgekehrt werfen: schmeißen, essen: fressen, Mund: Maul, Schnauze, Fresse*, usw. Hier werden Nebenvorstellungen ausgelöst durch die Assoziation mit der Lebenssphäre, von der her wir das Wort kennen. Besonders in der Poesie haben Wörter mit einem besonderen Gefühlston ihre wichtige Bedeutung. Ein Wort ist „poetisch“, heißt oft nichts anderes als: es besitzt ein ausgeprägtes Begleitgefühl. Man braucht nur in einem Gedicht das entsprechende Synonym ohne oder mit anderem Gefühlsexponenten zu nehmen, um schon den großen Unterschied zu spüren: „Ehret die *Weiber*, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!“

Diejenigen Wörter wirken besonders stark auf das Gefühl, die im Alltag nicht ständig gebraucht werden. Bei einer Neubildung, wie wir sie bei den Dichtern oft treffen, war noch der ganze Eindruck des Worts und seines Sinnes frisch; je häufiger aber ein Wort oder eine Wortverbindung gebraucht wird, um so mehr verlieren sie diesen Zauber unmittelbarer Anschaulichkeit, den sie einst ausgeübt haben: die hell blinkende Neuprägung wird beim Kursieren von Hand zu Hand nur zu bald zur stumpfen, abgegriffenen Münze. In dieser schnellen Abnutzung und Mechanisierung der Wortbedeutung ist überhaupt nach meiner Ansicht der wichtigste Anlaß zur dauernden Bedeutungsverschiebung zu erblicken; die Bedeutung eines Worts in ihrer unmittelbaren Frische, mit

allen Gefühlsschattierungen und Nebenvorstellungen nutzt sich bedeutend schneller ab als seine lautliche Form; gerade diese Nebenvorstellungen und Begleitgefühle sind daher oft Ursache der Bedeutungsänderung.

Zur gewählten und besonders zur poetischen Ausdrucksweise gehört es jedenfalls, daß man die Alltagsworte, die jeder im Mund führt, meidet und ungewöhnlichere Wörter anwendet. Es brauchen keine ganz neuen Prägungen zu sein, sondern auch altertümlichere, nicht mehr recht übliche Wendungen, neue Zusammensetzung bestehender Wörter oder auch Entlehnungen tun gute Dienste. Man hat das Vermeiden der Alltagsrede und ihren Ersatz durch empfindungsstarke Wörter oder Umschreibungen gelegentlich geradezu als die wichtigste Eigenheit der Dichtersprache angesehen; man denke an die Anweisungen in Harsdörffers „Nürnberger Trichter“, einem 1647 erschienenen, berühmten Buche, um „die Teutsche Dicht- und Reinkunst in sechs Stunden einzugießen“, oder an die Werke Philipps von Zesen, aber auch an die Umschreibungen, die sogenannten *Kenningar*, der altnordischen Skaldensprache. Auch pflegt als Kirchensprache eine altertümliche Sprachform, die Abstand von der profanen Volksrede einhält, sich zu erhalten, wie das Altkirchenslavische bei den Russen. Man denke ferner an den zopfigen Amtsstil, wo altdeutsche Formen wie *ihro*, *dero* bis vor nicht allzulanger Zeit ihr Leben fristeten, oder an engl. *thou* „du“, das nur in der Kirchen- und Dichtersprache als Wortmumie fortbesteht.

Das Begleitgefühl geht mit dem Klang eine so enge Assoziation ein, daß wir uns kaum dem Eindruck entziehen können, dieser sei die eigentliche Ursache für die mit dem Wort verknüpfte Empfindung. In den meisten Fällen ist das aber eine Täuschung, der wir uns deutlich bewußt werden müssen. Man kann nicht behaupten, *Rose* als Lautgebilde klinge an sich viel besser als *Pose*, *Hose*, *Dose*, sondern mit Recht sagt Julia in Shakespeares „Romeo und Julia“ II, 2:

„Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften.“

Es ist also verfehlt, in der Lautfolge *r-o-s-e* selbst den Grund für den Gefühlswert zu suchen, sondern die Bedeutung, die Assoziation mit der schönen, süß duftenden Königin der Blumen

hat ihn veranlaßt. Man halte auch die weiteren Reimworte *Moose* und *Mimose* dazu.

Als Brunhild zum ersten Mal ein Veilchen sieht, läßt sie Hebbel in seinen „Nibelungen“ sagen (II, 2, 6):

„Der möcht' ich einen süßen Namen geben,
Doch hat sie wohl schon einen.“

Und in der Tat, in diesem Falle herzte die Sprache durch Bevorzugung von Verkleinerungsformen das demütige Blümlein: lat. *viola* [gegenüber griech. (*w*)*ion*], franz. *violette*, nhd. *Veilchen*, russ. *fiálka*, *fiáločka*. In der Stammsilbe liegt an sich kein besonderer Wohl laut.

Ähnlich ist es mit dem Gefühlswert, der den gewählteren Ausdruck vom alltäglichen unterscheidet: *Schwingen* klingt nicht wirklich besser als *Flügel*, vgl. das Zeitwort *schwingen*. Aber es klingt darin etwas von der Sphäre mit, in der das Wort ausschließlich vorkommt. Andererseits gibt es Wörter, die unangenehm auf uns wirken. Auch hier sind zum Teil die Vorstellungen schuld, die wir mit dem Begriff verbinden. An sich hat *Mord* keinen drohenderen Klang als *Bord* und *Lord*. In anderen Fällen ist es wieder die Assoziation mit einem bestimmten Lebenskreis, die das Unlustgefühl in uns auslöst. Hierher gehören alle allzu derben und rohen Ausdrücke, die Wörter der Gasse und Gosse. Da stört uns das Wort selbst mit seinem unangenehmen Begleitgefühl: Wählt man einen besseren Ausdruck oder eine Umschreibung, dann verschwindet das unangenehme Gefühl; man kann dann die nämlichen Dinge oder Tätigkeiten bezeichnen, ohne im mindesten anzu stoßen.

Diese Begleitgefühle, die ein Wort erst richtig beseelen, kann man genau nur in lebenden Sprachen, am besten an der Muttersprache studieren. Wer eine fremde Sprache nicht völlig beherrscht, dem entgehen gar zu leicht diese Feinheiten, die oft zu stilistischen Zwecken ausgenutzt werden. Hierin liegt auch ein Hauptgrund, weshalb Übersetzungen nie die Wirkung des Originals ganz wiedererreichen können. Dazu kommt vor allem der verschiedene Begriffsumfang der einzelnen Wörter in den betreffenden Sprachen und der verschiedene Nebensinn. Vergleichen wir diesen Begriffsumfang mit einem Kreise, so haben Wörter verschiedener Sprachen, die sich zum

Teil decken, doch keineswegs denselben Radius und oft auch nicht denselben Mittelpunkt. Das lehrt schon ein Blick in jedes bessere Wörterbuch; da steht oft eine ganze Reihe von Bedeutungen für ein einziges Wort einer Fremdsprache angegeben. Wenn wir je nach dem Sinn des Satzzusammenhangs beim Übersetzen bald die eine, bald die andere Bedeutung wählen und wohl sagen, hier „passe“ dieser, dort jener Sinn, so muß man sich doch darüber völlig klar sein, daß jenes fremde Wort alle diese Bedeutungen in sich vereint, die wir notgedrungen durch verschiedene Wörter wiedergeben. Es klingen daher in jenem zu übersetzenden Wort ganz andere Obertöne mit, unsere Übertragung reißt immer nur ein Stück aus jener einheitlichen Bedeutung ab. Das Begleitgefühl, dieser feine Duft, der einem Worte erst Seele verleiht, und das feine Gezweige der Nebenvorstellungen geht bei der Übersetzung vollends dahin, das kann höchstens ersetzt, nie wirklich genau wiedergegeben werden. In diesem Sinne kann man behaupten, daß nur die allerwenigsten Wörter einer Sprache sich genau mit entsprechenden einer anderen in ihrer Gesamtbedeutung decken. Mit Recht sagt Schopenhauer in seinen *Parerga und Paralipomena* (II, 25): „Gedichte kann man nicht übersetzen, sondern bloß umdichten, was allezeit mißlich ist. Sogar in bloßer Prosa wird die allerbeste Übersetzung zum Original sich höchstens so verhalten, wie zu einem gegebenen Musikstück dessen Transposition in eine andere Tonart . . . Daher bleibt jede Übersetzung tot und ihr Stil gezwungen, steif, unnatürlich: oder aber sie wird frei, d. h. begnügt sich mit einem *à peu près*, ist also falsch. Eine Bibliothek von Übersetzungen gleicht einer Gemäldegalerie von Kopien. Und nun gar die Übersetzungen der Schriftsteller des Altertums sind für dieselben ein Surrogat, wie der Zichorienkaffee es für den wirklichen ist.“

Manche Ausdrücke lassen sich überhaupt nicht übersetzen, weil sie auf einer besonderen Eigenheit eines Volkes beruhen; sie können nur intuitiv erfaßt werden, wie z. B. unser *Gemüt*, mhd. *scælde* und *zuht*, franz. *esprit*, lat. *virtūs*, griech. *sōphrosynē* und *kalokāgathīā*.

Wenn wir versuchen wollen uns über den Inhalt eines Wortes Rechenschaft zu geben, müssen nach dem Gesagten eine ganze Reihe von Gesichtspunkten berücksichtigt werden:

a) Der „sprachliche Begriff“, meist eine Allgemeinvorstellung, zugleich die „generelle Bedeutung“ des Wortes (z. B. *Band* = „Mittel zum Binden“).

b) Die okkasionelle Bedeutung, die sich aus der Anwendung der generellen auf eine besondere Erscheinungsform ergibt und durch den Satzzusammenhang oder durch die bestimmte Situation erkennbar wird (z. B. *Band* = „Hutband“).

c) Der Gesamtumfang dieser möglichen Verwendungsweisen (okkasionellen Bedeutungen) des Wortes.

d) Nebenvorstellungen, d. h. die subjektiven Assoziationen des Wortes mit anderen Vorstellungen, die bei jedem Individuum der Bedeutung eine besondere Färbung geben, gleichsam die unwillkürlich mitschwingenden Obertöne (z. B. die Erinnerung an ein Dichterwort, etwa an das Lied „An meiner Laute manch leuchtendes *Band* . . .“).

e) Der Gefühlston des Wortes, der teils aus den Vorstellungen stammt, die wir mit dem Begriff, teils aus denen, die wir mit dem Wort auf Grund seines Gebrauches verbinden (z. B. *Band der Freundschaft*).

Die Bedeutungsverschiebungen treten im Satzzusammenhang ein infolge einer Neuerung, die der Sprecher bewußt oder unbewußt vollzieht: der Umfang der möglichen Verwendungsweisen, der okkasionellen Bedeutungen, wird erweitert, indem der vom bisher Üblichen abweichende individuelle Gebrauch bei anderen Nachahmung findet. Allmählich verschiebt sich der Mittel- und Schwerpunkt; der Bedeutungskern oder die „generelle Bedeutung“ wird anders. Erleichtert wird dies durch die schnelle Abnutzung der Bedeutungen, durch das Verblassen der Einzelzüge, was ja aufs engste mit der Natur des Wortes als abkürzendes Zeichen für einen zahlreiche Merkmale umfassenden Begriff zusammenhängt. Dazu kommt die Auseinandersetzung mit bedeutungsverwandten Neubildungen. Unter den Wörtern tobt nämlich eine Art Kampf ums Dasein, d. h. um die Beliebtheit bei den Sprechern. Synonyme wetteifern miteinander um den Vorrang, altererbt Formen müssen sich oft gegen neue, lebensfrischere Emporkömmlinge oder fremde Eindringlinge wehren, und nicht selten unterliegen sie in diesem Kampfe und sterben dahin. In der Sprache herrscht eine gewisse Ökonomie: völlig gleichbedeutende Wörter mit derselben Wirkung auf unser Gefühl werden kaum geduldet,

sondern hier tritt, gleichsam infolge gegenseitiger Bedrängnis, eine Veränderung des Bedeutungsumfanges oder eine Verschiebung des Gefühlsexponenten ein. Das neu begünstigte, Mode gewordene Wort drängt das bisher übliche zur Seite, so daß sich dessen Sinn verschlechtert oder einengt. Wenn man die Bedeutung eines Wortes betrachtet, sollte man also möglichst auch den oder die Wortkonkurrenten berücksichtigen: eine Bedeutungsverengung des einen hängt engstens mit der Sinnerweiterung eines anderen zusammen.

Es kann vorkommen, daß in zwei verschiedenen Dialekten oder Sprachen eine Wortbedeutung sich nach völlig entgegengesetzten Richtungen verschiebt. *Idee* ist für Platon das höchste Denkgebilde überhaupt, das reale Urbild der Dinge; in unserer Umgangssprache besagt dasselbe Wort okkasionell etwas Winziges und Kleines, wenn etwa die Köchin „noch eine *Idee* Salz“ der Suppe beifügen will. Das german. *kneht* bedeutete „junger Mann“, insbesondere „Page“, daraus entstand das verschlechterte nhd. *Knecht* „Diener“, dän. *knegt* „Schlingel“, während engl. *knight* es zur Bedeutung „Ritter“ gebracht hat. Engl. *queen* „Königin“ und *quean* „Dirne, Vettel“ bedeuteten ursprünglich beide „Frau“. Got. *ūhtwō* „Frühe“, ahd. *uohta* „Morgengrauen“, griech. *aktis* „Strahl“ sind Schwächungen vom Stamm idg. **nokt-* (in ai. *nāktam* „bei Nacht“, griech. *nyx*, lat. *nox*, got. *nahts*); das Sanskritwort *aktū-* vereint noch die Bedeutungen „Dunkel“ und „Licht, Strahl“. Der ursprüngliche Sinn „Morgendämmerung“ erklärt den Gegensatz. Dem nhd. *Recke* entspricht engl. *wretch* „Elender, Wicht“; die gemeinsame Grundbedeutung war hier „Verbannter“. Lat. *sacer* übersetzen wir bald mit „heilig“, bald mit „verflucht“, was sich aus dem ursprünglichen Sinn „geweiht“ ergibt. Ja ein und dasselbe Wort kann im Lauf der Zeit seinen Bedeutungsumfang erst erweitern und dann wieder verengern; so bedeutete z. B. *Ding* ganz ursprünglich wohl „Zeit“, in der etwas *gedeiht*, dann wurde es eingeengt zu „Gerichtstermin“; daraus ging durch Metonymie „Rechtshandel“ hervor, was wieder zu „Handel, Sache“ verallgemeinert worden ist. Es mag endlich bemerkt sein, daß die Grundbedeutung auch verlorengehen kann. Durch etymologische Zusammenhänge läßt sie sich dann oft noch erschließen: *machen* bedeutete anfangs „kneten, formen“, vgl. griech. *magis* „geknetete Masse“, *mágeiros* „Koch“, breton. *meza* „kneten“.

Jede Verschiebung der Bedeutung kann selbstverständlich nur nach den allgemeinen Assoziationsgesetzen vor sich gehen. Aber es ist ein augenscheinlicher Irrtum, wenn man in diesen assoziativen Beziehungen die Ursache der Bedeutungsänderungen hat sehen wollen. Sie erklären lediglich die Möglichkeit und die Richtung der betreffenden Änderung. Auch die weit verbreitete Einteilung der Bedeutungsübergänge in Bedeutungsverengerungen, Bedeutungserweiterungen und Übertragungen auf das kausal oder räumlich-zeitlich mit dem Grundbegriff Verknüpfte faßt nur das Endergebnis der Änderung ins Auge, bietet aber keineswegs eine wirkliche Erklärung der Tatsachen. Gerade darum aber gilt es, sich zu bemühen.

Anstatt gleich Einzelwörter als Beispiele zu wählen, ziehe ich es vor, zunächst an ein paar Redewendungen zu zeigen, wie eine Verschiebung der Grundbedeutung im Satzzusammenhang, also in okkasioneller Verwendung, vor sich geht. Denn hier haben wir eine klare Ausgangsbedeutung und können daher das Überschreiten des eigentlichen Sinnes deutlich nachprüfen. Ein Bibelzitat bildet in manchen Fällen den Ausgangspunkt einer Redensart, wie z. B. *jemand auf den Händen tragen* „besonders hegen und pflegen“. Matth. IV, 6, heißt es: „Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ Wir sehen, in diesem Zusammenhang haben die Worte durchaus gute Berechtigung. Ein Bibelkundiger hat nun einmal den Ausdruck aus seinem Zusammenhang losgerissen und ihn, wie wir sagen, in „übertragener Weise“ angewandt. Für den ebenso bibelkundigen Hörer war er auch jetzt noch verständlich, obwohl nicht mehr von Engeln, sondern von Menschen die Rede war, und obwohl er nun nicht mehr allzu wörtlich genommen werden durfte. Ja, der Hörer ergänzte unwillkürlich diejenigen Elemente des Zusammenhangs, die den Vergleich zwischen der gegebenen Situation und der biblischen möglich machten. Aber der neue Zusammenhang, in den der Ausdruck nun versetzt war, zwang, ihm okkasionell eine Bedeutung beizulegen, die sich vom üblichen Wortsinn entfernte. Und die neue Bedeutung blieb bestehen, auch wenn bei weiterer Verwendung die Bibelstelle gar nicht mehr ins Bewußtsein trat.

Ob eine solch kühne Neuanwendung sich durchsetzt, kommt auf den Einfluß des ersten Schöpfers der Neuerung an, noch

mehr aber darauf, daß sie den Eindruck macht, daß ein Sachverhalt auf diese Weise besser, anschaulicher, treffender ausgedrückt werden kann. Der individuellen Anregung muß die Billigung mehrerer folgen, und erst aus dieser Wechselwirkung geht dann die Geltung der Redensart als Allgemeinbesitz der Sprachgenossen hervor. Das gilt für die Bedeutungslehre so gut wie für die morphologischen und syntaktischen Verschiebungen.

Aus der Bibel stammen noch manch andere Wendungen, wie: *eine Hiobspost* (Hiob I, 14ff.), *feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln* (Röm. XII, 20), *einem ein Dorn im Auge sein* (4. Mos. 35, 55), *Fleischstöpfe Ägyptens* (2. Mos. 16, 3), *den Staub von den Füßen schütteln* (Matth. 10, 14), *ohne Ansehen der Person* (nach Röm. II, 1: „Denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott“), *auf tönernen Füßen stehen* (Dan. II, 31ff.), *sein Licht unter den Scheffel stellen* (Matth. 5, 15) u. a. Wir sehen immer wieder, eine einmal geprägte, auf einen besonderen Fall beschränkte Ausdrucksweise wird von den Sprachgenossen aufgenommen und dann in allen möglichen, mehr oder weniger ähnlichen Lagen ebenfalls gebraucht. Wenn es vielfach die Bibel ist, die für die Alltagssprache Vorbilder lieferte, so erklärt sich das aus ihrem starken Einfluß auf das Denken. Auch sonst handelt es sich stets um Gebiete, die weites Interesse beanspruchen. So finden wir die sehr beachtenswerte Tatsache, daß man ganze Gruppen von Redewendungen auf dieselben bestimmten sachlichen, politischen oder kulturellen Verhältnisse zurückführen kann, die zur Zeit des Aufkommens der betreffenden Redensarten ein großes Interesse erregten und mit besonderer Anteilnahme verfolgt wurden.

So hatte man z. B. im Mittelalter eine uns wenig verständliche Vorliebe für die öffentlich vollstreckten Strafexekutionen und Hinrichtungen, wie ja auch die mittelalterliche Kunst gern in der Darstellung von Märtyrerszenen schwelgte. Kein Wunder, daß man deshalb den Anlaß zu manchen Redensarten aus diesem Bereich des allgemeinen Interesses nahm. Das Bemerkenswerte dabei ist, daß wir diese Redewendungen noch heute fortwährend im Munde führen, wo die bei ihrem Aufkommen herrschenden Kulturverhältnisse längst nicht mehr bestehen; darum ist uns auch ihre Herkunft meist gar nicht deutlich bewußt, z. B. *jemand auf die Folter spannen*, *jemand*

aufziehen (an einer Rolle zum Foltern), *jemand schrauben* (Daumschrauben waren Marterwerkzeuge), *die Daumschrauben ansetzen*, *radebrechen* („rädern, quälen“, jetzt nur noch „beim Aussprechen verstümmeln“), *sich wie gerädert fühlen*, *das dicke Ende kommt nach* (der Stock oder die Rute beim Auspeitschen wurde zur Verschärfung der Strafe umgedreht), *einem etwas anhängen* (z. B. eine Flasche als Schandstrafe), *brandmarken*, *ein Schandmal an der Stirne tragen*, *herhalten müssen* (nämlich den Nacken dem Scharfrichter bei der Enthauptung). Auch die Gottesurteile begegneten allgemeinem Interesse: *auf glühenden Kohlen sitzen*, *Gift auf etwas nehmen*, *für jemand durchs Feuer gehen*, *sich weiß brennen wollen*. Zur Zeit des Rittertums waren die Turniere ein beliebtes Schauspiel, an dem weite Kreise sich begeisterten, und daher können wir aus noch heute üblichen Redewendungen fast den ganzen Verlauf des Waffenspiels zusammensetzen: *in die Schranken treten*, *eine Lanze einlegen*, *für jemand eine Lanze brechen*, *mit offenem Visier kämpfen*, *jemand ausstechen*, *ins Wanken bringen*, *den Gegner aus dem Sattel heben*, *jemand in den Sand strecken*, *jemand die Stange halten* (der Turnierwart hielt verwundeten Rittern zum Schutz eine Stange vor), *im Stich lassen* (wenn dies nicht geschah). Als die Turniere dann später durch die Volksfeste der Bürger abgelöst wurden, war es namentlich das Schützenfest, das sich besonderer Beliebtheit erfreute. Hier galt es gut zu zielen, *das Ziel aufs Korn zu nehmen*. Das Visier des Gewehrs nannte man auch *Absicht* oder *Absehen*: man richtete daher seine Absicht aufs Ziel. *Sein Ziel verfehlen*, *ins Blaue schießen* sind die Gegensätze von *ins Schwarze treffen*, *den Nagel* (in der Mitte der Zielscheibe) *auf den Kopf treffen*. Wer den Mittelpunkt der Scheibe traf, tat einen *Kernschuß*, wer daneben schoß, hatte seinen *Zweck verfehlt* (=Nagel in der Mitte der Scheibe, vgl. den *Schusterzweck*). Der Trostpreis für den schlechtesten Schützen aber war ein Schwein, woher die Redensart stammt: *Schwein haben*. Da als Zielscheibe oft ein hölzerner Vogel auf einer Stange gebraucht wurde, sagte man vom Sieger, *er hat den Vogel abgeschossen*.

Solche Beispiele veranschaulichen aufs deutlichste, wie eine aus einer bestimmten Situation heraus geprägte Redensart sich bald weit über das eigentliche Verwendungsgebiet ausdehnen kann, obwohl diese Ausdehnung oft der eigentlichen

Bedeutung widerspricht, so daß nur der Satzzusammenhang den beabsichtigten Sinn verrät. Die Allgemeinheit wird eine solche zunächst immer individuelle Freiheit des Wortgebrauchs nur dann annehmen, wenn diese Übertragung „zündet“ und „einschlägt“, d. h. wenn sie aus einem allgemein interessierenden Stoffgebiet entnommen ist. Daher kommt die Menge der Redensarten, die aus einem und demselben Sachbereich stammen: „wessen das Herz voll ist, des geht der Mund über“. Die Vergleiche und Bilder wählt der Sprechende oft durchaus unbewußt aus seinem eigenen Interessengebiet. Er wird auch in nichtberuflichen Dingen leicht Fachausdrücke anwenden, von denen vielleicht einer in der übertragenen Verwendung Anklang findet und daher allgemein üblich wird. Diese Redensarten zeigen, wie schnell dann die eigentliche Grundbedeutung vergessen wird, die erweiterte Anwendung hat ein Verblassen des ursprünglichen Sinnes zur Folge: wird das Bild oft wiederholt, dann hört es bald auf, noch als Bild empfunden zu werden und wird bloßes Zeichen für die nunmehr mit dem Ausdruck verknüpfte Vorstellung.

Genau so wie bei derartigen Redensarten pflegt es mit dem einzelnen Wort zu gehen; hierher gehören zunächst viele Beispiele für sogenannte „Bedeutungserweiterung“. Nehmen wir aus obigen Redewendungen das Wort *Zweck* wieder auf; *Zweck* war ein Nagel, in okkasioneller Beschränkung der Nagel im Zentrum einer Schützenscheibe. Man *verfehlte seinen Zweck*, indem man daneben traf. Nun wurde von einer Einzelperson für das Fehlschlagen irgendeiner Absicht das Bild des fehlschießenden Schützen gebraucht; das war eine schöpferische Tat, eine Übertragung, ein Gleichnis, der Geistesblitz eines witzigen Kopfes! Dieser individuellen Anregung folgte die soziale Billigung: da sich vielen die lebhaftere Anschaulichkeit dieser bildhaften Verallgemeinerung aufdrängte, fand der zunächst gelegentliche Gebrauch des Wortes *Zweck* Nachahmung bei den Sprachgenossen. Einer sprach dem anderen diese sinnreiche Übertragung nach, bis schließlich die Bedeutung „bewußte Absicht“ die Hauptvorstellung, also die generelle Wortbedeutung wurde. So standen jetzt zwei Wörter nebeneinander, *Zweck* = Nagel, Pflock und *Zweck* = Absicht, von denen das ältere dann ganz verlorengegangen ist und nur noch in einer Fachsprache als *Schusterzweck* sich nachweisen läßt. Was ist

also der letzte Grund dieser Bedeutungsveränderung? Die vorbildlich gewordene, willkürliche und irree Schöpfung eines einzelnen Sprechers, die bei den Sprachgenossen Anklang fand.

In den meisten Fällen wird es nicht mehr möglich sein, diese Persönlichkeit nachzuweisen, doch gelingt dies öfters bei „Schlagwörtern“: *Blut und Eisen* stammt von Bismarck, *Arbeiterbataillone* von Lasalle, *Cäsarenwahnsinn* von Gustav Freytag, *Krähwinkel* von Jean Paul, *Sturm und Drang* von Klinger; *Alldeutschland* hat E. M. Arndt geprägt; *kalter Wasserstrahl*, *Hetzkapläne*, (18. März 1875), *Imponderabilien* (1868), *kalt stellen* (1858) sind Schöpfungen Bismarcks, der *beschränkte Untertanenverstand* tritt zuerst 1838 in einem Schreiben des preußischen Ministers von Rochow auf. Darwins *Kampf ums Dasein*, Nietzsches *Übermensch*, Paul Lindaus *Johannistrieb*, Vischers *Problematische Naturen*, Jean Pauls *Flegeljahre*, Henry Murgers *Bohème*, Lienhardts *Heimatkunst*, Maximilian Hardens *Tintenküli* sind weitere bekannte Beispiele. Somit hören wir immer wieder unser Grundmotiv anklingen: Sprechen ist ein ständiges Neuschaffen und schöpferisches Umgestalten des gedächtnismäßig von Geschlecht zu Geschlecht weitergegebenen Sprachmaterials.

4. Beseelung und Verbildlichung

Betrachten wir nunmehr die Triebkräfte und Motive etwas näher, die bei einem Sprecher eine Neuschöpfung oder neue Verwendung eines Wortes veranlassen, so scheinen mir vor allem zwei Momente an erster Stelle genannt werden zu müssen: die Beseelung und die Verbildlichung, oder, wie man mit den Fachwörtern wohl auch sagt, die Personifizierung und die Metapher. Denn dies sind geradezu elementare Denkformen und Vorstellungsgewohnheiten, die seit ältesten Zeiten bis zum heutigen Tag wirken. Der Mensch, und vollends der primitive Mensch, kann die Wunder der Umwelt nur nach seinem Ich beurteilen. Die Kraft, die er in seinem Leibe als Lebensträger walten fühlt, schreibt er auch anderen Wesen und Gegenständen zu, also auch Unbelebtem, soweit sich ihm die Frage nach der Ursache seiner Bewegung und Veränderung aufdrängt. Wir beobachten diese phantasievolle Belebung der Natur besonders gut bei Religionsvorstellungen primitiver Völker, wenn z. B. die Sonne, das Feuer oder Wasser als

lebensvolle Gottheiten aufgefaßt und verehrt werden oder wenn man irgendeinem Fetisch eine geheimnisvoll wirkende Macht zuschreibt. Im Kinde finden wir die Fähigkeit zur Beseelung durch die Phantasie wieder, wenn es den Stein schlägt, an dem es sich weh getan hat, und mit der Puppe oder dem Holzpferdchen ganz wie mit lebenden Wesen umgeht, obwohl ihm natürlich klar ist, daß es sich dabei nur um ein „Als ob“ handelt. Diese Neigung der Phantasie, die Gegenstände nach dem menschlichen Bilde anzusehen und Lebloses zu beleben, diese Übertragung menschlichen Wesens auf die Außenwelt, findet auch in der Sprache deutlichen Ausdruck. Die Symbolik der Sprache hat naturgemäß in sehr vielen Fällen anthropomorphen Charakter.

Eine Menge von leblosen Gegenständen wird noch heute nach dem menschlichen Körper benannt. So hat z. B. ein Stuhl *Beine*, ein Berg einen *Fuß*, die Brücke einen *Kopf*, die Flasche einen *Hals*, ein Messer einen *Rücken*, die Kartoffel *Augen*, ein Hebel *Arme*, die Waage eine *Zunge*, der Schlüssel einen *Bart*, ein Gefäß einen *Bauch*, ein Zirkel *Schenkel* usw. Wir reden von einem *Stiefelknecht*, einem *stummen Diener*, einem *Scheinwerfer*, *Bohrer*, *Ladenhüter*, *Drücker* und stellen diese Dinge damit dar, als wären sie lebend und könnten handeln. Man gab und gibt leblosen Objekten Namen wie den Menschen, z. B. Schwertern, Schiffen, Lokomotiven usw. Damit erklären sich die üblichen Ausdrucksweisen, in denen ein lebloses Ding als handelnde Person bezeichnet ist, wo Zustände sprachlich als Handlungen aufgefaßt werden, wie z. B. *auf dem Berg erhebt sich die Kapelle*, *scharuet stumm ins Tal hinab* oder *die Kugel trifft*, *das Buch fesselt mich*, *der Baum läßt die Blüten fallen*, *das Getreide verspricht gut zu werden*, *der Stock will umfallen* usw. Man muß sich förmlich zwingen, den eigentlichen Sinn solcher Redeweisen und die darin liegende Verbildlichung zu erkennen. In den indogermanischen Sprachen wird vieles als eigne Tat aufgefaßt, was in Wahrheit eine Einwirkung von außen darstellt; nach *ich schlage*, *ich greife*, *ich schleudere* sagt man auch *ich sehe*, *ich höre*, wofür es heißen sollte: *es erscheint*, *es erklingt mir*. Es gibt Sprachen, bei denen umgekehrt die Empfindungsverben überwiegen.

Insbesondere werden Krankheiten als tätige Wesen aufgefaßt, wenn wir sagen: *das Fieber hat ihn überfallen*, *gepackt*

oder *geschüttelt*, und es ist nicht unwesentlich, darauf hinzuweisen, daß gerade das in alter Zeit nicht farblose Bilder und spielerische Vergleiche waren, sondern man sah tatsächlich den krankhaften Zustand als die Folge des Angriffs eines tückischen Dämons an. So kennen z. B. die alten Inder besondere Krankheitsgeister, wie den *Takmán*, den Fieberdämon, von dem ein bekanntes Lied des Atharvaveda (V, 22) handelt. Oder man braucht sich nur an die Personifikation des Todes zu erinnern, der in den verschiedensten Religionen als Gottheit verehrt wird. Wer die mittelalterlichen Totentänze gesehen hat, der versteht die Ausdrucksweise unseres Nibelungenlieds: *den tót an der hant hân* (z. B. Avent. XXV, 1540), er empfindet aber auch in viel unmittelbarer Weise den eigentlichen Sinn unserer Wendungen *mit dem Tod ringen, der Tod geht um, der Tod rafft die Menschen dahin*. In diesem Falle sehen wir auch in der Kunst die Personifizierung, und man kann überhaupt beobachten, daß die urwüchsigen Beseelungen primitiver Menschen auf späterer Kulturstufe oft als künstlerische Mittel wiederholt werden; die dabei wirksame Phantasie macht bleibt durchaus die gleiche. Nietzsche personifiziert das Leben in seinem Tanzlied: „In dein Auge schaute ich jüngst, o Leben: Gold sah ich in deinem Nachtauge blinken . . .“ Eine ähnliche Vorstellung wie die des modernen Künstlers vom Leben als der Verführerin mit dem Dirnenblick kannte das deutsche Mittelalter in der Gestalt der *Frou Werlte*, der „Dame Welt“; vorn ist sie schön und verführerisch anzuschauen, der Rücken aber ist von widerlichem Gewürm zernagt: so schilderte sie Walther von der Vogelweide, so ist sie an den Domen in Basel und Worms dargestellt; auch in der mittelperianischen Literatur finden wir eine ähnliche Gestalt vor. In alter Zeit war das eine Todesgottheit, eine Art lebendige Leiche im Verwesungszustand, die ihre Schönheit auf der Vorderseite nur als Lockmittel trägt, eine Menschen in den Tod lockende Sirene. Wir sehen wieder: vieles, was uns heute dichterisches Bild ist, das war einmal wirklicher Volksglaube, die Phantasietätigkeit ist trotz aller Kulturfortschritte hier wie dort die gleiche. Wenn heute die Dichter Personifikationen schaffen, wie *Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte* oder *Sieh, der Lenz lacht in den Saal*, so ist dies bloßes Bild, gleichsam ein anmutiges Spiel des Geistes, aber in vielen Religionen ist

der jugendliche Frühlingsgott tatsächlich verehrt worden. Nehmen wir Wendungen wie *Grillen fangen*, *Mücken* (= „Mücken“) *haben*, *Raupen im Kopfe haben*, *einen Vogel haben*, *jemand einen Floh ins Ohr setzen*, so sehen wir in den heute nur scherzhaft wirkenden Redensarten die alte Ansicht fortleben, daß kleine Geister in Insektengestalt auf den Menschen einstürmen, ähnlich wie man das Alpdrücken im Schlaf auf Quälgeister, den Alp oder die Mahre, zurückführte. Nach solchen Vorbildern entstanden auch Wendungen wie: *der Gedanke fällt mir ein*, *Hoffnung überkommt*, *Furcht befällt*, *Schrecken packt mich*, *Haß zerfleischt mich*. Wir müssen also in derartigen Personifikationen die Wirkung einer ganz elementaren Denkweise erkennen, die uns auch heute nicht fremd ist. Das schnelle Verblassen der eigentlichen sinnlichen Anschauung in solchen Verbildlichungen führt dazu, daß wir sie meist alsbald in farbloser Unbestimmtheit, als bloße Zeichen, gebrauchen, daß wir uns des anschaulichen Bilds nicht mehr bewußt sind. Da wir in vielen Sprachen Personifikationen von abstrakten Begriffen finden, die oft vergöttlicht werden, wie *Amor*, *Eros*, *Pavor*, *Phobos*, *Spes*, *Victoria* usw., so liegt es nahe, hier einen Weg zu sehen, wie Abstrakta entstanden sein können. Ursprünglich und gegeben ist stets das Konkrete, das Sinnlich-Anschauliche. Die Phantasie sah in der Macht der Liebe, der Hoffnung, im Grausen der Furcht oder des Todes, in der Kraft, die zum Siege führte, das Walten überirdischer, dämonenartiger Wesen. Soweit solche Fälle in die Zeit urtümlicher Anschauungen zurückreichen (wie beim homerischen *Phobos*), sind nicht Abstrakta nachträglich personifiziert, sondern umgekehrt, die einst konkret gedachten, handelnden Mächte verblaßten allmählich und führten zu dem farblosen Begriff, den wir „abstrakt“ nennen. Aber manchmal lebt in heute noch üblichen Wendungen erstarrt und uns kaum mehr bewußt, gleichsam als stilistischer Atavismus, die alte Vorstellung von tätigen, übersinnlichen Wesen fort. In der Neigung zur Personifikation und zur Verbildlichung laufen die Wurzeln von Kunst, Religion und Sprache zusammen, weil hier Natur und Geist sich ineinanderschlingen, und zugleich ergibt sich das unendlich Subjektive und Einseitige menschlicher Erkenntnis daraus, die von der Welt nur weiß, was davon in ihre beschränkte Vorstellung eintritt, und dies Wenige sich nur faßbar machen kann, indem sie es

umformt und damit dem Menschen als dem Maßstab der Dinge näherbringt. Jedem Menschen kann die überirdische Welt das niederdrückende Wort zurufen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!“ Denn was man „Geist“ nennt und so zu verstehen sucht, ist am Ende doch alles nur — Menscheng Geist. Früher glaubte der Mensch ganz ernstlich an überirdische Wesen in und hinter den Naturkräften, heute geben wir uns keiner Täuschung über das Bildhafte, Gleichnisartige hin, wenn wir vom *Ächzen* und *Stöhnen* des Windes, vom *Flüstern* und *Raunen* der Zweige usw. reden hören. Aber die Phantasietätigkeit ist noch dieselbe, weil eben Beseelung eine elementare Denkart des Menschen ist.

Auch auf einem ganz anderen Gebiet zeigt sich deutlich das personifizierende Denken: bei dem grammatischen Geschlecht. Wir müssen uns zunächst bewußt werden, daß die Einteilung in männliche, weibliche und sächliche Substantivbegriffe keineswegs so selbstverständlich ist, wie es uns Deutschen heute vorkommt. Viele Sprachen kennen diese Unterscheidung der Hauptwörter keineswegs, und mit Recht hat man darauf hingewiesen, wie eigentümlich und unlogisch es z. B. einem Deutsch lernenden Ungarn vorkommt, unter den Teilen und Einrichtungsgegenständen eines Zimmers etwa *Tisch* und *Stuhl* als Mann, *Uhr* und *Türe* als Frau betrachten und anderes, wie *Fenster* und *Bild*, als lebloses Ding belassen zu müssen. Nebenbei wieder ein gutes Beispiel, wie wenig sich die Sprache um die Gesetze der Logik kümmert.

Die Frage nach der Entstehung des grammatischen Geschlechts in unserem Sprachstamm ist viel umstritten und keineswegs leicht zu beantworten. Über den möglichen Gang der Entwicklung seien hier einige Andeutungen gemacht, weil man dabei zugleich in instruktiver Weise lernen kann, wie sich eine sogenannte „grammatische Kategorie“ allmählich herausgebildet hat. Rein grammatisch ist das Geschlecht zunächst nichts anderes als eine Übereinstimmung aufeinander bezogener Wörter in Endungen, die die gleiche Funktion haben, also lat. *tabula est rotunda* gegen *amicus fidus* oder *scutum magnum*. Denn von der Wortart, die für uns Deutsche gewissermaßen den Exponenten des Geschlechts darstellt, dem Artikel, einem alten Pronomen, dürfen wir sofort absehen, weil er sich nachweislich erst spät herausbildete. Auch kommt es keineswegs

auf die lautliche Gleichheit der Wortausgänge an, die gerade in den alten Sprachen in den wenigsten Fällen vorhanden ist: *multī incolae, colōrēs pulchrī, hic homō*, vgl. nhd. *viele Einwohner, schöne Farben, dieser Mann*. Die Adjektiva und Pronomina lassen, besonders im Nominativ, in der Regel das Geschlecht eindeutiger erkennen, als es die Substantiva tun. Vom Pronomen ist möglicherweise auch die Unterscheidung des Geschlechts ausgegangen, zunächst bei substantivischer Verwendung (wie z. B. *er, sie, es; der und jener, dies und das*).

Aber nach welchen Gesichtspunkten wurde den substantivischen Sachbegriffen und den Abstrakten ihr Geschlecht zugeteilt, wo wir doch nur Neutra erwarten könnten? Der Grund für die Abweichung von dem (für unser Denken) „natürlichen“ Geschlecht war offenbar die Personifizierung, die wir ja bereits auch auf anderen Gebieten des Sprachlebens wirken sahen. Zum Teil handelte es sich um jene spielerische Phantasietätigkeit, die uns z. B. vom *Bohrer*, vom *Stiefelknecht* sprechen läßt, zum Teil aber um den Glauben an die Beseeltheit oder Göttlichkeit bestimmter Gegenstände, wie der Erde, die man sich in alten Zeiten als eine Göttin vorstellte, oder um den Glauben an übernatürliche Wesen, die die Erscheinungen verursachen, wie die Fieberdämonen oder der Dämon der Panik *Phobos*. So wurden viele Objekte, die uns leblose Dinge sind, als beseelt oder als von beseelten Wesen gelenkt gedacht und Vorgänge und Zustände (wie Angst, Wut, Schlaf, Tod) nach deren vermuteten Verursachern benannt. Besonders die Veränderungen und Bewegungen, die man an den Dingen wahrnahm, etwa das Rauschen und Sichwiegen der Bäume, das Plätschern und der Lauf des Wassers, das Flackern des Feuers, der Auf- und Niedergang der Gestirne, konnten den Gedanken an Verursachung durch lebendige, beseelte Mächte hervorrufen.

Diese wurden je nach dem Wirken der Phantasie, die z. B. an dem kraftvollen, imponierenden oder aber am weichen, empfangenden, fruchtbringenden Charakter der Erscheinungen einen Anhalt fand, als Mann oder Frau gedacht und sprachlich bezeichnet.

Die Auffassung, daß eine sinnvolle, wenn auch sehr subjektive Zuordnung zu „natürlichen“ Gruppen am Anfang der Entwicklung stand, erfährt eine bedeutsame Stütze, wenn wir einen

Blick auf die Klasseneinteilungen bei primitiven Völkern werfen. In der Sprache der Irokesen zerfallen die Hauptwörter in eine „höhere“ und eine „niedere“ Klasse; zu jener gehören die Ausdrücke wie „Gott“ und die männlichen Individuen des Menschengeschlechts, zur niederen gehört alles übrige, also nicht nur die Sachen, sondern auch Frauen, Kinder und ferner alle Tiere, einerlei welchen Geschlechts diese sind. Hier war also nicht das natürliche Geschlecht die Grundlage der Einteilung, sondern es wurde ein Wertunterschied gemacht. In der Sprache der Fulbe, einem Negeridiom, das der senegambischen Gruppe der Sudansprachen nahesteht, wird zwischen menschlichen Wesen, also Mann und Frau, einerseits und Dingen andererseits geschieden, und durch eigene Präfixe und Verbalelemente sind die Klassen getrennt. Eine besonders interessante Verbindung solcher Wert- und Geschlechtsunterschiede findet sich bei einigen Kaukasussprachen. Im Kasikumükischen in Zentral-Daghestan unterscheidet man z. B. am Zeitwort vier Arten von Hauptwörtern, von denen etwas ausgesagt werden soll: 1. vernünftige Wesen männlichen, 2. solche weiblichen Geschlechts, 3. belebte unvernünftige Wesen, wie Tiere, Himmelskörper, Wald usw., 4. Gegenstände und Vorstellungen, aber auch vernünftige Wesen, wenn sie wie ein Ding gebraucht werden, z. B. Sklavin. Durch besondere Verbalpräfixe in Ein- und Mehrzahl wird die Klassenzugehörigkeit des Subjekts angegeben:

1. Gruppe: Einzahl —, Mehrzahl *b*—
2. Gruppe: Einzahl *d*—, Mehrzahl *b*—
3. Gruppe: Einzahl *b*—, Mehrzahl *b*—
4. Gruppe: Einzahl *d*—, Mehrzahl *d*—.

So heißt es z. B. *adamina uri* „der Mensch ist“, *arantal buri* „die Menschen sind“, *ninu duri* „die Mutter ist“, *ninuxlu buri* „die Mütter sind“, *tšu buri* „das Pferd ist“, *dušri buri* „die Pferde sind“, *tšharā duri* „das Haar ist“, *tšharārdū duri* „die Haare sind“. In der Sprache der Hottentotten werden auch drei „Genera“ unterschieden: doch kann fast jedes Wort diese annehmen. Dabei bedeutet das Neutrum den Gegenstand schlechthin ohne besondere Färbung, das Maskulinum bewirkt eine erhöhende, das Femininum eine erniedrigende Bedeutung. Das Wort für „Wasser“ *neutr.* = Wasser schlechthin, Wasser

mask. = großes Wasser, Wasser *fem.* = Waschwasser. In der großen Familie der afrikanischen Bantu-Sprachen wird durch besondere Präfixe ein jeder Gegenstand in eine bestimmte Kategorie eingeteilt; eine dieser Vorsilben ordnet das Wort unter die Abteilung „Person“, die zweite unter „Personen“ ein, eine dritte und vierte bezeichnet „unpersönlich Lebendes“ in Ein- und Mehrzahl, ein anderes Präfix besagt „Werkzeug, Sitte, Gebrauch“, eines bildet Abstrakta, eins Schmähausdrücke, wieder andere dienen für Verkleinerungs- und Vergrößerungsformen, zur Angabe der Richtung usw. Stets wird also eine allgemeine Denkkategorie angegeben, gleichsam das große Gefach, in das der besondere Begriff eingeordnet ist.

Sehen wir also in anderen Sprachen derartige Unterscheidungen von Bedeutungsgruppen, bei denen freilich die Einteilungsgründe sehr verschieden sind, dann werden wir die Entstehung des Geschlechts in unserer Sprachfamilie nach ähnlichen Gesichtspunkten beurteilen müssen. Daß die Einteilung in Genera nichts von vornherein Gegebenes war, sondern daß sich diese grammatische Kategorie — wie alle andern — erst allmählich historisch entwickelte, verraten noch Reste eines altertümlichen Zustandes, wo einfach verschiedene Stämme zur Benennung des männlichen und zugehörigen weiblichen Wesens gebraucht werden, wie: *Vater : Mutter, Sohn : Tochter, Mann : Frau, Knabe : Mädchen, Ochs : Kuh, Hengst : Stute, Hirsch : Hindin* usw. In anderen Fällen wird das natürliche Geschlecht überhaupt nicht angegeben, wie die *Maus*, der *Maikäfer*; soll es hervorgehoben werden, dann muß man ein besonderes Wort dafür hinzufügen, wie: *Rehbock* und *Rehgeiß*, engl. *peacock* „Pfauhahn“: *peahen* „Pfauhenne“, *tomcat* „Kater“: *tibcat* „Katze“. Diese beiden Typen sind Reste aus der Zeit vor der Ausbildung einer Genusbezeichnung durch Suffixe und sogenannte Motion.

Eine ganz eigene Bewandtnis hat es mit dem indogermanischen Neutrum; wie schon sein Name, lat. *neutrum*, griech. *ūdéteron* „keines von beiden“ eigentlich sagt, liegt hier der Rest der nicht als beseelt vorgestellten Begriffe zugrunde. In den älteren Stadien indogermanischer Sprachen wird bei den neutralen Substantiven oft der bloße Stamm als Nominativ und Akkusativ verwendet, noch ohne Kennzeichnung der Rolle im Satz als Subjekt oder Objekt des Verbuns durch eine

Kasusendung. Daraus folgt, daß hier das Wortmaterial vorliegt, das nicht beim Maskulinum und Femininum eingereiht wurde und daher unbezeichnet blieb. Die Sache liegt also nicht so, daß man die sämtlichen Substantiva in drei Kategorien, Maskulinum, Femininum und Neutrum einteilte, die einander gleichgeordnet waren, sondern man hob die Bezeichnungen belebt vorgestellter Begriffe durch besondere formale Mittel (z. B. Nominativ- und Akkusativendung) hervor und teilte sie, oft nur an der Form des zugehörigen Adjektivs oder Pronomens erkennbar, dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zu. Was übrig blieb, behielt die weniger ausgebildete Flexion bei und wurde zum Teil noch besonders charakterisiert (-*m* im Nom.-Akk. der *o*-Stämme; Plural auf -*ā*). Zum eigentlichen „Geschlecht“ ist das Neutrum erst durch den Gegensatz zu den männlichen und weiblichen Hauptwörtern geworden, wahrscheinlich aber schon in einer Zeit, wo diese selbst noch ein einheitliches „belebtes Genus“ (*genre animé*) bildeten.

Soweit bisher betrachtet, handelte es sich immer um ein „natürliches Geschlecht“, das in der freilich subjektiv menschlichen Einordnung des Bezeichneten nach seiner Natur begründet war. Nach dieser Einteilung richtete sich teilweise auch die grammatische Form des Wortes, z. B. Endungslosigkeit der Neutra, Ableitung weiblicher Gegenstücke auf -*ā*, -*i* zu männlichen Personenbezeichnungen (ursprünglich wohl einfach eine Zugehörigkeit angehend). Allmählich aber heftete sich an gewisse Suffixe und Ausgänge die Vorstellung eines bestimmten Geschlechtes. Als man lernte, rationalistischer zu denken, blieb doch die alte Geschlechtszuteilung auch für Sachen und Abstrakta bestehen. Die Sprache behielt das ihr von der Tradition gebotene Mittel bei und nutzte es zu neuen Zwecken: die einst sinnvolle Scheidung wurde zu einem Mittel formaler Kennzeichnung der Satzbeziehungen, und so entstand eine rein grammatische Kategorie. Je mehr aber das Bewußtsein verschwand, daß ein Sachname deswegen als männlich oder weiblich behandelt wurde, weil er einmal auf Grund einer Personifizierung gebildet worden war, desto mehr mußten analogische Neubildungen überhandnehmen, deren Geschlecht nur von ihrer Deklinationsklasse, also „grammatisch“ bestimmt wurde.

Allerlei besondere Assoziationen kreuzten die sich anbahnende Zuordnung bestimmter Suffixe und Ausgänge zu den Genera. So konnte sich z. B. die Beschränkung der Substantiva auf -os und -ā auf das Maskulinum bzw. das Femininum nicht überall durchsetzen. Man denke nur an Fälle wie lat. *incola*, *agricola*, *trānsfuga*, *nauta* oder griech. *hē parthénos* „die Jungfrau“, *hē nyós* „die Schwiegertochter“, *hē theós* „die Göttin“ (attisch gegen homer.-aiol. *theá*) usw. Die Wörter auf -ā neigen zudem sehr früh schon zu einer kollektiven und offenbar im engsten Zusammenhang damit zur abstrakten Bedeutung. Denn längst hat man durchschaut, daß die Nom. plur. der Neutra auf -a wie lat. *iuga* „die Joche“, *dōna* „Geschenke“ morphologisch nichts anderes waren als Femininbildungen auf -ā mit Kollektivbedeutung: **iugā* war ursprünglich etwa das „Gejöche“. Man sieht auch daran, nebenbei bemerkt, wie spät sich das Neutrum einen ebenbürtigen Platz in der Flexion errungen hat, und es ist nachgewiesen, daß auch rein syntaktisch Einzahl und Mehrzahl beim Neutrum noch in historischer Zeit nicht so scharf zu scheiden sind, wie beim Maskulinum und Femininum. Bei Homer finden wir öfters ein Neutrum im Singular und das danebenstehende Wort eines anderen Geschlechts im Plural (z. B. *nýktas te kai ēmar* „Nächte sowohl und Tags“ Od. 24, 63). Dazu stimmt, daß z. B. im Mexikanischen nur die Bezeichnungen für Belebtes einen Plural besitzen. — Außerdem aber dienten Feminina auf -ā oft zur Bezeichnung von abstrakten Begriffen. Das führte zu mancher zunächst auffallenden Verteilung der Formen auf die Genera, z. B. griech. *hē trophós* „die Amme“ (später auch *ho trophós* „der Ernährer“): *hē trophé* „die Wartung, Ernährung“, *ho, hē aoidós* „Sänger, Sängerin“: *hē aoidé* „Gesang“. Es gab ferner den Sprachgebrauch, daß die Frucht mit einem Neutrum bezeichnet wurde, z. B. lat. *pirus* fem. „Birnbäum“: *pirum* „Birne“, griech. *kómaros* fem. „Erdbeerbaum“: *kómaron* „die Frucht dieses Baumes“, *elai(w)ā* „Olive“: *elaion* „Olivenöl“. Daher heißt es aber auch griech. *tò téknon*, nhd. das *Kind*. Bei Verkleinerungsformen wird gern das Neutrum angewandt, griech. *kórē* „Mädchen“: *korásion* „Mägdlein“, *chelidón* „Schwalbe“: *Chelidónion* Frauenname, nhd. der *Hund*: das *Hündchen*, die *Frau*: das *Frauchen*, der *Mann*: das *Männchen*, der *Bach*: das *Bächlein*. Daher trotz des natürlichen Geschlechts das *Mädchen*, eine Verkleinerungsform

zu die *Magd*, das *Fräulein*, das *Karlchen*; in der Mundart freilich macht sich die Rücksicht auf das natürliche Geschlecht oft wieder geltend, und man kann z. B. im Pfälzischen oft hören: die *Frailein Schulze*, de' *Kaalche*'. Wie das Geschlecht, das ja in späteren Sprachperioden vor allem an dem aus einem Pronomen entwickelten Artikel zum Ausdruck kommt, überhaupt sich teils nach semasiologischen, teils nach rein formalen Assoziationen analogisch ausbreitet, sieht man besonders gut bei Fremdwörtern. Der Grund, weshalb wir das *Fenster* sagen, obwohl lat. *fenestra* weiblich ist, liegt wohl in dem Nachklang des einheimischen, dann durch das Fremdwort verdrängten Worts *Windauge* (vgl. engl. *window*, nhd. *Ochsenauge*, got. *auga-daūrō* n. „Fenster“, freilich ahd. *ougatora* fem.). Ähnlich sagen wir trotz des sächlichen Geschlechts von lat. *pīlum* der *Pfeil*, weil das entlehnte Wort Anschluß fand an sinnverwandten Nomina wie der *Speer*, der *Ger*, der *Spieß*; die *Gruppe* trotz franz. *le groupe* nach die *Truppe*. Gotisch *lukarn* „Leuchte“ ist Neutrum, obwohl es aus lat. *lucerna* „Lampe“ entlehnt ist, weil *liuhap* neutr. „Licht“ das Vorbild war. Aber neben solch begrifflichen Analogien kommen für Geschlechtsänderungen auch einfache Klangassoziationen in Betracht, wir stoßen auf einen Sonderfall von „Reimwortbildungen“: es heißt die *Zigarre* trotz span. *el cigarro* (franz. *le cigare*) wegen die *Darre*, die *Schmarre*, die *Schnarre*, es heißt das *Barett* trotz franz. *la barrette* nach das *Bett*, *Brett*, *Fett* (aber vielleicht unter Mitwirkung von mittellat. *barrētum*). Also sowohl Wortklang wie auch Wortbedeutung sind bei der Geschlechtsbestimmung maßgebend, die in der späteren Sprachentwicklung eine Sache syntaktischer Wortbeziehungen von einzelnen Satzteilen geworden ist, wenn sie auch daneben noch einen gefühlsmäßigen Wert hat. Aber welche unnötigen Schwierigkeiten entstehen durch diese in historischer Zeit mehr oder minder willkürliche Verteilung aller Hauptwörter auf die drei Genera! Daher ist das in einigen Sprachen auftretende Bestreben, diese nur historisch zu begreifende Einteilung aufzugeben, wohl verständlich: das Neutrum ist z. B. in den romanischen Sprachen fast völlig verschwunden; im Englischen fehlt die ganze Kategorie des grammatischen Geschlechts, es wird nur noch das natürliche beachtet (mit Grenzüberschreitungen durch spielerische Analogie wie schon in ältester Zeit, z. B. *ship* als Femininum).

Wir sehen also, wie eine grammatische Kategorie entsteht, sich dann überlebt und schließlich fast lästig wird, weil sie die Folge nicht mehr lebendiger Vorstellungen ist und keine innere Berechtigung mehr hat.

Neben der Beseelung ist die Hauptquelle immer neuen Bedeutungswandels ein zweites ästhetisches Moment, die Verbildlichung, die ebenfalls tief im Wesen des menschlichen Geistes begründet ist. Ja, in gewissem Sinn ist von unserem modernen Standpunkt die Beseelung selbst nur eine Art von Verbildlichung: nach dem Bild menschlicher Zustände und Eigenschaften werden den Dingen dieselben Merkmale zugesprochen. Freilich in den alten Zeiten war, wie wir gesehen haben, vieles echter und ernster Glaube, was uns heute als Bild erscheint.

Das Anwendungsgebiet der Verbildlichung ist ungeheuer groß und läßt sich kaum näher umschreiben. Was durch irgendeine tatsächlich vorhandene oder hineindeutbare Analogie miteinander verbunden ist, kann bildhaft für einander eintreten. Unbewußt redete der Mensch zu allen Zeiten in Vergleichen und Bildern, und er mußte es tun, weil er nur mittels eines Bildes Geistiges fassen kann; in ihm allein verschmilzt Geistiges und Sinnliches, Inneres und Äußeres. Somit ist die Verbildlichung eine unentbehrliche Grundform menschlichen Denkens. Durch den Vergleich mit dem sinnlich Faßbaren, Anschaulichen macht man sich das Unsinnliche, Unanschauliche begreiflich. Mit Recht läßt der große Sprachenkenner Rückert seinen weisen Brahmanen sagen (VII, 89):

„Mit Freuden greifest du nach allen neuen Bildern
Der Welt und der Natur, was sie auch mögen schildern,
Nicht um mit Bilderkram dein Zimmer auszuschmücken,
Sondern um deinen Sinn mit ihnen auszudrücken . . .
Laß nur das schöne Spiel der Kunst dich nicht verdrießen,
Dein eignes Innres dir in Bildern aufzuschließen;
Denn, wie dein Auge selbst sich sieht im Spiegel nur,
So dein Gemüt allein im Bilde der Natur.“

Beginnen wir mit einfachen Vergleichen: Ein Gebäck nennen wir nach der ähnlichen Form ein *Hörnchen* oder einen *Krapfen*, niederd. *Kräppel* (zu ahd. *krāpfo*, mnd. *krappe* „Haken“).

Ein *Gimpel* ist so einfältig wie der leicht zu fangende Vogel, nach dem er benannt wird. Der Mensch hat einen *Brustkorb*, der Hahn einen *Kamm*, die Blume einen *Kelch*, die zwei Hälften einer Tür vergleicht man mit *Flügeln*, und vieles andere. Wie solche Bilder in der Alltagssprache aufkommen, läßt sich an der Soldatensprache beobachten, wie sie sich besonders in den beiden Kriegen entwickelte. In einer urwüchsigen Freude an immer neuen Bildern konnten sich die Soldaten der verschiedenen Heere kaum genügen. So sind z. B. aus dem ersten Weltkrieg neben vielen anderen folgende Metaphern bezeugt: *Hühner*, *Federvieh*, *Spielmöuse* bedeuteten „Musiker“, *Mehlwürmer* ging auf „Proviantbeamte“; der Feldgeistliche war der *Seelenmasseur*, die *Sündenabwehrkanone*, der Zahnarzt ein *Schnauzenmonteur*, *Maulschuster*, *Gebißklempner* usw.; dazu kamen drastische Umschreibungen wie *Zwiebackkutscher*, *Speckfahrer* = „Train“, *Blechtuter*, *Grünspannfresser* = „Musiker“, *Haferleutnant*, *Rübegeneral* = „Proviantbeamter“, *Himmelsführer* = „Feldgeistlicher“ und Wortspiele wie *Wolkenkratzer* für die Flieger, *Hornvieh* und *Schmetterlinge* für die Musiker.

Auch der Student liebt drastische Vergleiche, wie z. B. *abdampfen*, *absegeln* „fortgehen“, *Angströhre* „Zylinder“, *anzapfen*, *anpumpen* „Geld leihen“. Er baut seinen Doktor und läßt sich dazu einen Frack bauen, er *sattelt um*, er redet vom *bemoosten Haupt*, vom *Schlangenfraz* und von der *Drahtkommode* (Klavier), die *gekitzelt* wird. Auch in dem Jargon der Gauner und Landstreicher finden wir überraschende metaphorische Neubildungen, wie *Vater Weiß* „Winter“, *Schwarzmantel* „Schornstein“, *Rothosen* „Zwetschgen“, *Zwiebel* „Uhr“. Welche Fülle von Poesie liegt in vielen volkstümlichen Blumenamen, wie *Schneeglöckchen*, *Gretel im Grünen*, *Stiefmütterchen*, *Vielliebchen* usw. Die Pupille wird in vielen Sprachen als „Püppchen“ oder „Kind“ im Auge benannt, vgl. dial. *Kindl* „Augapfel“, lat. *pūpilla*, *pūpula* „Mädchen, Püppchen und Augenstern“, griech. *kórē* „Mädchen, Augenstern“ und *glēnē* „Puppe, Augenstern“, portugies. *menina* „Mädchen, Pupille“, span. *niña* „kleines Mädchen, Augapfel“, altind. *kanīnikā* „Mädchen, Pupille“, hebr. *išōn* „Männchen, Pupille“, arab. *insān ul ‘ain* eigentlich „Mensch des Auges“, ebenso pers. *mardum-i-čašm*; äthiop. *bent ‘ain* „Tochter des Auges“: überall sehen wir die schöpferische Phantasietätigkeit, so daß

immer neue Bilder, manchmal dieselben unabhängig voneinander, geschaffen werden. Die kühnsten Dichtergleichnisse, die natürlich mit voller Absicht geprägt sind, und die meist unbewußt weitergegebenen Bilder der Umgangssprache gehen auf eine und dieselbe Tätigkeit der menschlichen Phantasie zurück. Ein Schöpfer neuer Personifikationen und Verbildlichungen ist ein Künstler, und wir sehen hier wesentlich ästhetische Kräfte in ihrem Einfluß auf die Sprachentwicklung vor uns. Oft liegt eine sehr knappe Ausdrucksweise vor, Metaphern sind geradezu abgekürzte, mehr angedeutete Gleichnisse. Das Wesentliche ist aber, daß es sich hier nicht nur um ein gefälliges Spiel, um den schönen Schein handelt, sondern daß der menschliche Geist ohne Verbildlichungen sich selbst nie begreifen und fassen könnte.

Denn alle rein geistigen und seelischen Erlebnisse lassen sich eben nur im Bilde benennen und damit festhalten; sie können nur durch Gleichnisse aus der körperlichen, sichtbaren Erscheinungswelt bezeichnet werden. Wir mögen bei Benennungen innerer, seelischer Vorgänge hinschauen, wohin wir wollen: alles ist Bild, nichts als Bild! Wenn der Psychologe noch so sachlich davon spricht, daß die „Reize“ der Außenwelt durch die „Nervenbahnen“ dem „Zentralorgan“ im Gehirn „zugeführt“ werden und sich dann in „Eindrücke“ „umsetzen“, so sind das Bilder, nichts als Bilder!

Zunächst nennt man rein körperliche Zustände, die Gebärden und Ausdrucksbewegungen, meint aber in Wahrheit nicht diese selbst, sondern die sie veranlassenden seelischen Vorgänge: *den Kopf hängen lassen, ein Gesicht machen, die Augen aufmachen, Mund und Nase aufsperrn, die Zähne zeigen, jemand über die Achsel ansehen, es läuft mir eiskalt über den Rücken, frostig, aufbrausend, hochnäsiger, halsstarrig, zugeknöpft sein. Zorn gehört zu zerren*, wobei man an die verzerrten Gesichtszüge des Erregten denken muß, *verblendet sein* hängt mit *blind* zusammen, *sich schämen* bedeutet eigentlich „sich verhüllen“, *frohlocken* setzt ein altes *lecken*, „hüpfen, springen“ fort, besagt also dasselbe wie lat. *ex-sultāre* (zu *salire*) „vor Freude hüpfen“. *Erschrecken* ist eigentlich „aufspringen“ (vgl. *Heuschrecke* „der Heuhüpfer“) ähnlich wie *sich entsetzen* „vom Sitz aufspringen“; *bekommen sein* gehört zu mhd. *klimmen* „pressen, drücken“; *bange* ist von dem Adverb *ange* „eng“ gebildet mit der Vorsilbe

be-, und damit verwandt ist auch *Angst*, vgl. lat. *angustiae* „Enge, Klemme“. *Entzücken* kommt von *zücken* „ziehen“, also „fortreißen, entrücken“; *froh* ist identisch mit dem altnord. *frār* „schnell, flink“ und gehört zu altind. *práivate* „springt auf, hüpf, eilt“.

Weiter wird ein Körperteil als Sitz der betreffenden Seelentätigkeit genannt: ein *kluger Kopf*, *Dummkopf*; *engstirnig*; *weitherzig*, *herzlich*, *herzlos*, kein *Herz* für etwas haben; griech. *ētor* und *kēr* „Herz“ bedeuten auch „Gemüt, Seele“, lat. *concordia* „Eintracht“, *recordārī* „sich erinnern“ zu *cor* „Herz“; er hat eine *musikalische Ader*, *heiβes*, *kaltes*, *leichtes Blut*, *kaltblütig*; griech. *phrēn* und *prapides* „Sinn“ bedeuten beide eigentlich „Zwerchfell“; griech. *cholē*, *chólos*, lat. *bilis*, *fel* und russ. *žolč'* sind sowohl „Galle“ wie „Zorn“. Besonders oft wird die Seele als „Hauch“ bezeichnet: griech. *psýchē* zu *psýchō* „hauche, blase“, *pneūma* „Hauch, Atem, Geist“ zu *pnéō* „atme“, altind. *ātmán-* „Hauch, Seele, Selbst“ zu unserem nhd. *Atem*, russ. *dušá* „Seele“ zu *duť* „blasen“, lat. *spiritus* „Hauch, Seele, Geist“ zu *spirāre* „atmen“, *animus*, *anima* zu griech. *ánemos* „Hauch, Wind“, altind. *ániti* „atmet“, aisl. *gnǫ* „Atem, Leben, Seele“; hebr. *nefeš* und *rūāḥ* „Seele, Geist“, eigentlich „Hauch, Atem, Wind“, usw. Englisch *spleen* „Milz“ bedeutet dann auch „üble Laune“ und „fixe Idee“.

Die verschiedensten Bilder hat man gebraucht, um den Vorgang des Denkens sprachlich wiederzugeben, z. B. das Wiegen: *erwägen*, eigentlich „abwiegen“, lat. *dēliberāre*, franz. *délibérer* zu lat. *libra* „Waage, Pfund“, franz. *penser* „abwägen, beurteilen, überlegen“, das Messen: *ermessen*, lat. *meditārī* zu *modus* „Maß“, das Spalten, Sondern oder Zerlegen: *gescheit* zu *scheiden*, *zergliedern* (wie ein Anatom die Glieder zerlegt), lat. *sciō* „ich weiß“ zu altind. *chyāti* „schneidet ab“, *intellegere* eigentlich „auslesen“; den räumlichen Standpunkt, von dem aus etwas betrachtet wird: sich etwas *vorstellen* eigentlich soviel wie „vor sich hinstellen“, *verstehen* zu *stehen* (also „bei etwas stehen bleiben“ oder auch „eine Rechtsache vertreten“), engl. *understand*, griech. *epístamai* „weiß, verstehe mich auf“ zu *hístamai* „stelle mich hin“; das Schauen: *einsehen*, *Umsicht*, *Vorsicht*, *Absicht*, *Gesichtspunkt*, *Schau*; *wissen* und griech. *oída* „weiß“ verwandt mit lat. *vidēre* „sehen“; sich *klar* werden, etwas *im Auge behalten* wie franz. *avoir en*

vue, engl. *to have in view*, lat. *prūdēns* „klug“ aus *pro-vidēns* „vorausschauend“; das Fassen und Tasten: *erfassen*, *faßlich*, *begreifen* = mit einem Griff umspannen, *Begriff* „zusammenfassende Vorstellung“, etwas *behalten* zu *halten*, *Vernunft* von *vernehmen* „erfassen, wahrnehmen“ vgl. got. *fra-niman* „in Besitz nehmen“, *vergessen* „aus seinem Besitz verlieren“ vgl. engl. *get* „erlangen“, *fähig* zu *fahen* = *fangen*; lat. *cōgitāre* eigentlich „im Geist zusammenfassen“, *percipere*, *comprehendere*; das Formen und Bilden: *sich einbilden*, *Eindruck* nach lat. *impressiō*, franz. *impression* (eigentlich ganz sinnlich wie bei einem Siegel), *Ausdruck* nach franz. *expression*, lat. *animō sibi fingere* zu *fingere* „kneten, formen“, mit dem Gegenteil *oblivisci* „vergessen“ zu *lēvis* „glatt“ (glattstreichen wie bei der Wachs-tafel, also auslöschen); das Vertiefen: *sich in etwas vertiefen*, *versenken*, *verbohren*; *grübeln* zu *Grube*, *tiefe Gedanken* mit dem Gegensatz *oberflächlich*; das Bewegen: auf etwas *stoßen*, *hin-undherüberlegen*, lat. *agitāre* „hin und her bewegen, überlegen“, das Verlassen des richtigen Ortes: *entrückt* sein, *verrückt* „von der Stelle gerückt“ vgl. mittellat. *raptus*; lat. *dēlirāre* „verrückt sein“ und *dēlirium* „Wahnsinn“ zu *lira* „Furche“ (also „von der geraden Linie abweichen“, ein Wort der Bauernsprache). Gedanken und seelische Erlebnisse werden unter dem Bild handelnder Subjekte vorgestellt, die „im Kopf“, „im Sinn“ oder „in der Seele“ räumlich auftreten: *ein Gedanke kommt mir in den Kopf*, *die Sache geht mir im Kopfe herum* oder *will mir nicht in den Kopf*, *ich nehme mir etwas zu Herzen*, *ein Märchen will mir nicht aus dem Sinn*; *es gefällt mir zu fallen*, wie ein Los jemanden zufällt: wohin wir sehen, Bilder, alles nur Bilder!

Die Zeit stellt man sich oft unter dem Bild eines Raumes und räumlicher Ausdehnung vor und benennt sie danach: *Zeitraum*, *Stunde*: *Stand*, *stehen*, also ursprünglich „Rastzeit, wenn man stehen bleibt“, lat. *tempus*, ursprünglich wohl „Spanne, Strecke“; *lang*, *kurz*, *vor*, *bis* werden räumlich und zeitlich gebraucht. Auch die Ausdrücke für ethische Beurteilungen und Werte lassen sich auf sinnliche Vorstellungen zurückführen: *gut* ist z. B. das, was paßt und taugt, und gehört zu dem in *Gatte* vorliegenden Stamm, *Tugend* ist mit *taugen* verwandt. Das *Verbrechen* bedeutet das *Brechen* des geltenden Rechts. *Schlecht* ist nahe verwandt mit *schlicht*; es war zunächst

soviel wie „eben“, dann hat es seinen Sinn verschlechtert zu „geringwertig“, vgl. die Redensart *sich schlecht und recht durchschlagen*. *Stolz* gehört mit *Stelze* zusammen; zugrunde liegt die Vorstellung „mit steifen Schritten gehen“. *Edel* ging zunächst auf die adlige Herkunft, vgl. die auch ethisch gebrauchten Gegensätze *gemein*, *niedrig*, *ordinär*, *gewöhnlich*. *Schlimm* war früher nur „schräg, schief“ und hat erst im Neuhochdeutschen sich seine ungünstige Bedeutung zugezogen, über Anwendungen wie: „eine Sache steht schlimm“. *Sitte* bedeutet „Gewohnheit, Herkommen“, *sittlich* war also, was nicht gegen das Herkommen verstößt (so noch in *ländlich sittlich*), daraus ist bezeichnenderweise erst *Sittlichkeit* abgeleitet.

Nebenbei zeigen diese Bilder und Verbildlichungen schon zur Genüge, daß die Sprache das älteste Geschichtsdenkmal der Menschheit darstellt, eine Verbindungskette führt ununterbrochen durch Hunderte von Generationen hindurch und verknüpft so unsere Gegenwart mit den grauesten Zeiten der Vorgeschichte. Aus jeder Metapher spricht ein schöpferischer, künstlerischer Gedanke, mit dem Wahrnehmung und Denken sich verschmolzen hatte, jedes Bild ist ein in der Sprache versteinert erhaltener Gedanke unserer frühen Altvordern, an einem Wort, das wir oft so gedankenlos als bloße Gedankenmünze gebrauchen, haben Generationen gearbeitet. Richtig befragt, weiß es davon zu erzählen. Mit Recht hat Isolde Kurz einmal gesagt (Im Zeichen des Steinbocks, 1905, 145): „Die Sprache ist viel weiser als wir. Unaufhörlich raunt sie uns Geheimnisse zu, die wir nicht verstehen.“ Des Sprachforschers schöne Aufgabe ist es, diese Sprache der Sprache verstehen zu lernen, wozu ihn Paul Heyse mit den Versen auffordert:

Die Worte werden dir manches sagen,
Verstehst du nur sie auszufragen.

5. Gründe des Bedeutungswandels

Beseelung und Verbildlichung sind elementare Denkformen, mit deren Hilfe zahllose neue Vorstellungen geprägt und gleichzeitig bezeichnet worden sind, indem die zu der Denkleistung benutzten Wörter einen neuen Inhalt bekamen, also eine Bedeutungsänderung erfuhren. Wenn wir aber weiter unter-

suchen, in welcher Weise nach dem Fingerzeig der Etymologie die Benennungen für die Gegenstände der Außenwelt sonst noch entstanden sind, so finden wir, daß eine von den vielen Eigenschaften des betreffenden Objekts dazu dient, es selbst und vollständig zu bezeichnen. Das kann durch sogenannte „Urschöpfung“ z. B. auf dem Weg der Schallnachahmung geschehen (*Kuckuck*, *Töffftöff*), in der Regel aber wird auf den vorhandenen Namen des Merkmals zurückgegriffen, um daraus die neue Bezeichnung zu gewinnen: durch Einengung der Bedeutung (der *Gulden* = der *goldene*), durch Übertragung (*Bräune* Krankheit, ursprünglich Farbbezeichnung wie *Röte*), Ableitung (*Rötel*, *Röteln* : *rot*, *Jüngling* : *jung*, *Wagen* : (*be*)-*wegen*, *Fluß* : *fließen*) oder Zusammensetzung (*Eisenbahn*, *Kurz-schrift*, *Füll-feder*, *Silber-fuchs*).

Nehmen wir etwa das altgermanische Wort für „Mensch“: got. *guma*, ahd. *gomo*. Das verwandte lat. *homō* zeigt, daß das Wort mit *humus* „Erdboden“ zusammengehört; also bedeutete es von Hause aus „der Irdische“, offenbar im Gegensatz zu den „himmlischen“ Göttern (vgl. auch das Gegensatzpaar lat. *immortālēs* „die Unsterblichen“: *mortālēs* „die Sterblichen“). Von der Gesamtsumme der Eigenschaften, die den „Menschen“ ausmachen, bildete hier eine den Ansatzpunkt, von dem aus der Begriff geprägt wurde. *Mensch* selbst ist wohl „der Männische“ (d. h. der zum Menschengeschlecht Gehörige), weniger wahrscheinlich „der zu *Mannus*, dem sagenhaften Stammvater des Menschengeschlechts, gehörende“. Lat. *lūna* „Mond“ bedeutet im Grunde schlechthin „die Leuchte“ (zu *lūceō* „leuchte“, avest. *raoxšnā* „Licht“, altpreuß. *lauxnos* „Gestirne“), obwohl es einerseits noch viel mehr leuchtende Dinge gibt als den Mond und dieser andererseits noch über viele andere Eigenschaften verfügt. Lat. *fēmina* „Frau“ heißt ursprünglich die „säugende, stillende“ (zu *fēlō*, *fellō* „sauge“, griech. *ti-thē-nē* „Amme“, dazu *filius* „Sohn“, eigentlich „Säugling“). Dagegen scheint *mulier* „die Zartere“ (zu *mollis*) besagt zu haben. Die Grundbedeutung „weiß“ teilen Wörter so verschiedenartigen Inhalts wie *Weizen*, engl. *wheat*, franz. *aube* „Dämmerung“, *Album* aus lat. *album* „weiße Holztafel, worauf behördliche Bekanntmachungen geschrieben wurden“, griech. *alphós* „weißer Ausschlag“, hebr. *lēbānā* „Mond“, arab. *laban* „Milch“, *qamar* „Mond“, altägypt. *ḥd* „Silber“ usw.

Wir sehen an solchen Beispielen, wie der Mensch die Gegenstände nach einem charakteristischen Kennzeichen „deutet“. Später erst wird das Wort zur üblichen Marke für den Begriff; ursprünglich aber bringt es keineswegs alle Merkmale des gemeinten Gegenstandes zum Ausdruck. Es wird vielmehr erst durch Zurücktreteten seiner Grundbedeutung zu einem Symbol, das nun alle Merkmale umfaßt, die den Begriff bilden. Um ein Beispiel aus der Kindersprache zu wählen: *Wauwau* ist der Hund auch dann, wenn er gerade nicht bellt. Das den Gegenstand „deutende“ Wort gibt gleichsam den Anstoß und Reiz, den Begriff in seiner Ganzheit zu denken. In diesem Sinn sind Worte die Hebel, die das Denken mehr anregen und herbeiführen als wirklich enthalten. Das Bruchstück einer Beschreibung, das die Benennung darbietet, solange sie nicht zum bloßen „Zeichen“ geworden ist, wird vom Geist zu einer Gesamtschau ergänzt. Man könnte daraufhin meinen, daß das Eigenschaftswort älter war als das Substantivum; jedenfalls sind viele Substantivbegriffe aus adjektivischen Bildungen hervorgegangen, so in unseren obigen Beispielen *Gulden* „der Goldene“, *homō* „der Irdische“, *fēmina* „die Stillende“ (Partizip zu einem Verbum für „säugen“) oder *terra* „Erde“, eigentlich „die Trockene“ zu *torreō* „dörre“, got. *ga-pairsan* „verdorren“, griech. *térsomai* „werde trocken“. Jedoch liegen diesen Adjektivbildungen meist selbst wieder Substantiva oder Verba zugrunde, wie schon die paar Beispiele zeigen. Für die Kenntnis der Entwicklung des menschlichen Denkens ist es natürlich von großem Wert, aus der Sprache zu sehen, an welchem Eindruck ein Begriff erarbeitet worden ist.

Für die weitere Geschichte der so geschaffenen Wortinhalte ist, wie früher schon bemerkt, meiner Ansicht nach das Verblassen der sinnlichen Grundbedeutung von großer Wichtigkeit. Die konkrete Anschaulichkeit, die der ursprünglichen Schöpfung wie auch der Verbildlichung anhaftete, geht mit öfterem Gebrauch verloren und wird gar nicht mehr bewußt empfunden. Am deutlichsten sieht man dies bei den Eigennamen, wo das Lautgebilde nichts mehr als bloße Marke ist, ohne den Sinngehalt, den es bei seiner Entstehung einmal gehabt haben muß. Daß *Rhein*, lat. *Rhēnus*, bei dem Volk, das den Namen vor Jahrtausenden gegeben hat, ein Wort für „Fluß“ war, hat längst jede Bedeutung verloren; nur für den Sprachforscher

und den Historiker ist die Herkunft des Namens bedeutsam. Die meisten Menschen haben keine Ahnung, was ihr Name eigentlich besagt, und wenn sie es erfahren, fehlt es an jeder inneren Beziehung. Den Familiennamen bekamen sie vererbt, der Taufname wurde für sie gewählt mit Rücksicht auf eine Tradition, wegen des Wohlklangs, wegen gleichnamiger Vorbilder, aus Gründen der Mode usw., nur nicht wegen des Sinns des betreffenden Wortes. Oder wer weiß und kümmert sich darum, daß *Elisabeth*, ein verballhorntes hebr. *Elīšēbaʿ*, den Satz „Mein Gott ist Schwur“ (Exod. VI, 23) enthält, daß *Anna* „Gnade“, *Johann* „Gott ist gnädig“, *Michael* „Wer ist wie Gott?“, *Ruth* „Freundin“, *Margarete* „Perle“, *Bernhard* „bärenstark“ heißt? Bei den Taufnamen hängt die Sinnentleerung natürlich damit zusammen, daß die Namen unverständlich geworden sind; bei einem *Fürchtegott* oder *Gottlieb* wird man es schwer vermeiden können, an den Namensinn zu denken. Dagegen fällt es bei den Familiennamen kaum auf, daß ein *Bayer* nie in Bayern, Herr *Böhm* nie in Böhmen war, daß ein Müller *Schneider*, ein Schneider *Fleischer*, ein Fleischer *Bäcker* oder *Becker* heißt. Höchstens pflegt man bei den Familiennamen ausländischen Klangs, den Adelsnamen oder bei den *Jacobsohn*, *Lewy*, *Kohn*, den *Rosental*, *Silberstein*, *Ehrlich* aus der Form und Art der Namen einen Schluß auf die Herkunft der Träger zu ziehen. Sonst ist der Eigenname sinnlos und nur eine Art Kennwort, dessen Wahl von ganz anderen Gesichtspunkten als der Bedeutung bestimmt wird.

Jede Benennung geht davon aus, den Gegenstand nach einem Merkmal zu bezeichnen, ihn nur von einer Seite zu sehen. Falls dazu ein schon vorhandenes Wort benutzt wird, bekommt dieses eine neue okkasionelle Bedeutung, die jeweils aus dem Satzzusammenhang oder der Situation zu entnehmen ist (z. B. *Fuß* des Berges, *Hahn* auf dem Kirchturm, *Pferd* im Turnsaal, *Bräune* im Krankenzimmer). Sobald aber das Wort üblicherweise nicht mehr als Anwendung der generellen Bedeutung aufgefaßt, sondern unmittelbar als Zeichen für das neue Gedankengebilde gebraucht wird, ist eine Bedeutungsänderung eingetreten. Das zunächst und eigentlich Gemeinte tritt zurück. Gerade dieses Verblassen der Grundbedeutung erklärt es, daß das Wort den jetzt damit bezeichneten Begriff

in allen seinen Merkmalen umfassen kann und neuerdings übertragener Verwendung fähig ist.

Wäre den Sprechenden stets bewußt geblieben, *lūna* sei die „Leuchte“, dann wäre die Bedeutung dauernd ganz gebunden. Das ist aber nicht der Fall gewesen; man vergaß die eigentliche Grundbedeutung sehr leicht und gebrauchte das Wort für den Begriff *Mond*, so daß nun neue Übertragungen möglich waren; so wenn man *lūnae* im Sinne von „Monate“ anwandte und einen ganz neuen Sinn in dem entlehnten *Launen* entwickelte (eigentlich „Mondphasen“). Wie schnell das Verblassen der eigentlichen Urbedeutung eintritt, sehen wir täglich an sogenannten paradoxen Redensarten; eine Frau kann von sich sagen: „*der Schrecken übermannt mich*“ oder „*ich bin meiner nicht Herr*“. Wir müssen uns gleichsam erst ins Bewußtsein rufen, daß hier im Grunde etwas Unsinniges behauptet ist. Aber die Ausdrücke *übermannen*, *Herr sein* sind eben so farblos geworden, daß es völlig gleichgültig ist, was sie eigentlich und im Anfang bedeutet haben. Wir reden von einem *Fräulein Peterson* statt *Peterstochter*, wie es in ähnlichen Fällen im Isländischen mit Recht heißt. Man kann anstandslos sagen, jemand sei *grenzenlos beschränkt*; in einer Erläuterung zu einem deutschen Gedicht kann man den Satz lesen: „*Karl der Große, das Haupt der Christenheit, stand mit dem Kalifen auf vertrautem Fuße*“; ein Zahnarzt sagt zum Patienten vor einer schmerzhaften Operation: „*Nun machen Sie den Mund recht weit auf, und beißen sie einmal die Zähne zusammen!*“ Solche „Stilblüten“ zeigen dasselbe, was beim Einzelwort die Voraussetzung zur Ausdehnung seiner Verwendung bildet: die Grundbedeutung wird nicht mehr empfunden. Oft gehört dazu auch eine Loslösung von der Wortsippe. Sobald z. B. *Gift* nicht mehr als „Gabe, Dosis“ verstanden, sondern als Benennung für die Giftstoffe selbst gebraucht wurde, mußte der Zusammenhang mit *geben* verlorengehen. Wenn jemand von einem *behenden Läufer* redet, so setzt diese Bedeutungserweiterung des Worts *behende* notwendig die Verdunkelung der ursprünglichen Bedeutung „bei der Hand“ voraus. Daß *sehr* mit *versehren* zusammengehört und eigentlich „schmerzhaft“ bedeutete (vgl. engl. *sore*), ist uns nicht mehr bewußt. Man vgl. nach diesem Gesichtspunkt noch Fälle wie *häßlich* : *Haß*, *fertig* : *Fahrt*, *hell* : *hallen*, *bereit* : *reiten*, *wenig* : *weinen*,

schwierig : *Schwären*, *rüstig* : *rüsten*, *heilig* : *heil*, *streng* : *Strang*, *sich entsetzen* : *setzen*, usw.

Durch Verblassen ihrer Bedeutung können Wörter sogar zu Suffixen werden. Nhd. *-heit* in *Schönheit*, *Wahrheit* usw. ist das mhd. *heit* fem., got. *haidus* mask. „Art und Weise“, *-schaft* in *Eigenschaft*, *Wirtschaft*, *Botschaft* ist ahd. *scaf* „Art und Weise“ (zum Zeitwort *schaffen*), *-tum* in *Eigentum*, *Rittertum* ist mhd. *tuom* „Verhältnis, Stand, Würde, Zustand“, got. *dōms* „Urteil“, *-lich* in *glücklich*, *fröhlich* gehört zu got. *leik* n. „Körper“, ahd. *lih* n. „Leib, Leiche“, also *männlich* soviel wie „Mannesgestalt habend“ (got. *man-leika* m. „Bild“); *-bar* in *lesbar*, *esßbar* stellt sich zu ahd. *beran* „tragen“, vgl. *fruchtbar* „fruchttragend“, *-haft* in *fabelhaft*, *schmerzhaft* ist eigentlich „behaftet“ und mit lat. *captus* identisch (vgl. got. *auda-hafts* „mit Glück behaftet, glückselig“), *-sam* in *strebsam*, *folgsam*, *mühsam* gehört zu got. *sama*, ahd. *samo* „derselbe“ (vgl. got. *lustu-sama* „erseht“, ahd. *lust-sam* „lieblich“, eigentlich „lustgleich“); *-lei* in *allerlei*, *mancherlei* geht auf das altfranzösische *ley* „Gesetz, Art“ zurück, das ins Mittelhochdeutsche als *leie* entlehnt worden war; anfangs war es noch selbständig: *maneger leie liute*). Das romanische Adverbialsuffix *-mente*, franz. *-ment* ist seinem Ursprung nach der Ablativ von lat. *mēns* „Sinn“, vgl. nhd. *Weise* in *glücklicherweise*, *teilweise*. Sogar Eigennamen können bis zum suffixähnlichen Wortbildungsmittel abgenutzt werden: *Prahlhans*, *Faselhans*, *Schmutzliese*, *Angstmeier*, *Vereinsmeier*, *-bold* („kühn“ in *Balduin*, *Humbold* usw.) in *Trunkenbold*, *Raufbold*, *Witzbold*. In festgewordenen Zusammensetzungen haben sich manche sonst außer Gebrauch gekommenen Wörter erhalten: in *Feldwebel* steckt *Weibel* „Amtsdiener“, *Brombeere* setzt ahd. *brāmo* „Dornstrauch“ fort, *Heirat* bewahrt das alte **hiwa-* „Hausstand“ (z. B. in got. *heiwa-frauja* „Hausherr“), *Wurzel* ist eigentlich ein altes Kompositum (vgl. ahd. *wurzala* mit ags. *wyrthwala* „Wurzel“) aus *Wurz* „Kraut“ und einem dem got. *walus* „Stab“ nahestehenden **walu* „Rute, Stock“, *Karfreitag* nimmt das ahd. *kara* „Klage“ ins Neuhochdeutsche mit, *Wiedehopf* führt das ahd. *witu* „Holz, Wald“ weiter (eigentlich „Waldhüpfer“), *Wergeld* und *Werwolf* bewahren noch das alte *wer* „Mann“, und dergleichen mehr.

Auch bei verstärkenden Vorsilben läßt sich dieses Verblassen der Grundbedeutung gut beobachten, als Folge der Erscheinung,

daß ein verstärkendes Kompositionsglied ohne Rücksicht auf den Sinn in weitere Neubildungen verschleppt werden kann. *Stocksteif* versteht sich z. B. ohne weiteres: „steif wie ein Stock“. Nun faßt man dies *stock* aber einfach als verstärkende Vorsilbe („sehr steif“) und bildet darnach *stockdumm*, *stockfinster*, wo das Bild nicht mehr zutrifft; ähnlich ist *blutrot* das Vorbild von *blutjung*, *blutwenig*, nach *steinhart* prägt man *steinreich*, nach *himmelhoch*, *himmelweit* auch *himmelangst*, nach *todkrank* auch *todchic*, nach *Riesengröße*, *Riesenstärke* auch *Riesenfluß*, *Riesengeduld*, *Riesenausdauer*. Sätze und Redewendungen verkümmern zu Partikeln, wie *gelt*, eigentlich „es gelte!“ oder als Frage „gelte dies, was ich sage?“, *zwar* aus *ze wäre* „in Wahrheit“, *nicht wahr?* *berlin. was?* So sind viele Konjunktionen entstanden, wie *weil* zu die *Weile* (ahd. *dia wīla sō*), lat. *quamvis* „obgleich“, eigentlich „wie sehr du willst“, *utpote* „wie es möglich ist“, *videlicet* „man kann sehen“ usw. Es ist also das Los eines jeden häufig gebrauchten Wortes, seine ursprüngliche Jugendfrische und seinen Farbenglanz alsbald einzubüßen und in ein Schattengrau hinabzusinken. Das künstlerische Bedürfnis nach Anschaulichkeit, nach Farben, nach lebhafter Charakteristik schafft daher immer neue, noch nicht abgenutzte Sprachgebilde, die aber sämtlich ihren Farbenreiz schnell wieder einbüßen müssen.

Aus diesem Verblassen der Grundbedeutung erklärt sich demnach die Bildung von neuen Ausdrücken, um die gleichen Gegebenheiten immer neu zu fassen, daher auch der Reichtum an bedeutungsähnlichen Worten, zwischen denen schließlich die Beliebtheit bei den Sprechern entscheidet, soweit nicht die Verschiedenheit des Begleitgefühls ihr Nebeneinanderbestehen ermöglicht (s. o. S. 52). An jenen Bildern aus der Soldatensprache (s. o. S. 74) sehen wir die Freude an immer neuen phantasievollen Bezeichnungen für den betreffenden Gegenstand. Gerade weil bei einiger Wiederholung die Bilder so schnell verbleichen, sucht man nach immer neuen Ausdrucksweisen, die farbenfrisch sind und daher besonders stark auf unser ästhetisches Gefühl wirken. Dieses Gefühl also veranlaßt immer neue Verbildlichungen, also Bedeutungsverschiebungen, und damit haben wir ein wesentliches, grundlegendes Moment genannt, das den Bedeutungswandel verursacht. Man darf nämlich in der Sprache nicht nur ein bloßes Verständigungswerkzeug

sehen, sondern sie ist auch ein Mittel zur eigenen Gefühls-
äußerung und Affektentladung. Wenn ein Sprecher eine Neu-
anwendung eines Wortes wagt, die oft erst aus dem Satz-
zusammenhang oder der Situation den Sprachgenossen klar
und verständlich wird, dann ist meist das Gefühl der erste
Anstoß zu dieser Neuschöpfung. Die üblichen Ausdrucksmittel
sind gleichsam nicht imstande, die Unmittelbarkeit der
Empfindung wiederzugeben, all das, was man so stark und
warm innerlich erlebt, auch durch die Worte in der Seele des
Nächsten aufklingen zu lassen. Da greift man unter Um-
ständen zu drastischen Mitteln; man übertreibt „furchtbar“,
man findet etwas *gräßlich, scheußlich, unerträglich, himmlisch, entzückend, berauschend schön*, man sucht nach ungewöhnlichen
Bildern und überschreitet dabei oft unversehens die Grenzen
der Sinnesgebiete, wenn man z. B. von *schreienden Farben* oder
einem *knallroten Kleid* spricht. Diese Kühnheit liegt auch vor
in Fällen wie *süßer Ton, des Ruhmes lockender Silberton, Farben-
töne, hell (zu hallen)* usw. Im Zorn und Ärger stellen sich leicht
entsprechende Bilder ein, wie *Schafskopf, Esel* als Anrede für
seinen lieben Nächsten, und man neigt zu allerlei Übertreibun-
gen: *ich sterbe vor Langeweile, der Kerl macht mich verrückt, es
ist zum Rasendwerden!* Umgekehrt gebietet das Gefühl der
Bescheidenheit oder das Streben nach Höflichkeit manche um-
schreibende, mehr andeutende Bildersprache, wie z. B. *davon
bin ich nicht erbaut, ganz schön, recht nett, nicht übel*. Vor allem
beruhen die Euphemismen auf dem Gefühl, wobei man
verschiedene Arten unterscheiden kann. Religiöse Gründe und
Reste alten Wortaberglaubens mögen zuerst genannt sein. In
alten Zeiten haftet nämlich dem Wort an sich oft eine unheim-
liche Zauberkraft an; spricht man es aus, dann zwingt es die
benannte Person herbei oder bewirkt einen geheimnisvollen
Vorgang. Manches gewünschte Ergebnis glaubt man sogar an
ein bestimmtes Wort gebunden; man denke nur an Goethes
„Zauberlehrling“ und seine Nöte, an die Formel *Sesam, öffne
dich!* im arabischen Märchen oder an das *Mutabor* des Kalifen
Storch. „Im Namen“ Gottes werden heilige Handlungen voll-
zogen, ihn darf man nicht mißbrauchen. Der Teufel vor allem
pflegt nur zu sehr auf seine Namensanrufung zu hören, weshalb
man ihn so wenig *beim rechten Namen nennen* wie *an die Wand
malen* darf. Man umschreibt daher mit *Gottseibeius, der böse*

Feind, oder unterdrückt den Namen in: *der Leibhaftige* (zu ergänzen *Satan*). Es ist mit gutem Grund vermutet worden, daß das Verschwinden manchen Ausdruckes darauf beruht, daß er „Tabu“ war, so wenn das alte Wort für „Bär“ (lat. *ursus*, griech. *árktos* usw.) im Germanischen und Slavischen durch verhüllende Umschreibungen ersetzt ist (*Bär* eigentlich „der Braune“, russ. *medvěd* „Honigfresser“). Teils abergläubischer Scheu, teils auch der Rücksichtnahme auf die Gefühle anderer entspringen Umschreibungen für Tod und Sterben (z. B. *es ist ihm etwas zugestoßen, entschlafen, verschieden*) oder für Krankheiten (*unpäßlich, leidend, unwohl*), namentlich Geisteskrankheiten (*nicht richtig, nicht bei Sinnen*). Auch der Rausch pflegt, sei es in teilnehmender Rücksicht, sei es in mildernder oder ironischer Beschönigung des eigenen Zustandes, verhüllt zu werden (*schief geladen haben, zu tief ins Glas schauen, einen [Affen] sitzen haben, einen Spitz haben*). Weiter ist die große Gruppe von Euphemismen zu nennen, bei denen der Anstand einem gebildeten Menschen den Gebrauch eines bestimmten Worts untersagt, so daß der Begriff andeutend umschrieben wird. Eine letzte Gruppe magman als „ironische Euphemismen“ bezeichnen: *ein nettes Pflänzchen, eine saubere Gesellschaft, ein Gemütsmensch*.

Daß bei der Wahl bildhafter Ausdrücke stets das besondere Interesse an der Art des Bildes, also gleichfalls das Gefühl, ausschlaggebend ist, haben wir schon oben (S. 84f.) betont. Wir sahen an den Redensarten, wie das ganze Volk erregende Anlässe benutzte, um Bilder danach zu prägen, wie z. B. das Rechtsverfahren, das Turnier oder das Schützenfest. Die Wahl der Vergleiche ist für eine Zeit und für ein Volk sehr bezeichnend, und in diesem Punkt kann die Sprache der Völkerpsychologie wichtige Beiträge liefern. Zum Beispiel wählt die nüchterne, aufs Praktische gerichtete Geistesart des Römers ihre Vergleiche besonders gern aus dem Bereich des Staats- und Heerwesens, wohl auch der Landwirtschaft, weil dies die großen Interessengebiete dieses Volkes waren. Die vedischen Inder können nicht genug die Kuh im Bilde gebrauchen; sogar die Apsarasen, göttliche Nymphen, brüllen „wie Milchkühe um die Wette“ (RV. X, 95, 6): das ist der vedische Vergleich für süßen Sirenengesang.

Im Deutschen gibt es zahlreiche Bilder aus Kampf und Waffenspiel, wie z. B. *den Bogen überspannen, die Scharte*

auswetzen, ins Hintertreffen geraten, weit vom Schuß sein, auf dem Posten sein, in Reih und Glied, sich decken. Aber der Deutsche war seit alters auch ein großer Spieler; daher Wendungen, wie *gewonnenes Spiel haben, verspielt haben, aufs Spiel setzen, abgekartetes Spiel, einen Trumpf in der Hand haben* usw. Aus der Jägersprache stammen Bilder, wie *eingehen* (in die Falle), *hineinfallen* (in die Fanggrube), *mit allen Hunden gehetzt, das Hasenpanier ergreifen* oder, wie man früher mehr im Bilde sagte, *aufstecken, auf den Leim gehen, einem ins Garn gehen.* Aus dem mittelalterlichen BADELEBEN stammen Redensarten wie *jem. das Bad gesegnen*, etwas *aufmutzen* (mhd. *nutzen* „putzen, schmücken“), *alle über einen Kamm scheren*; aus dem Treiben der Quacksalber auf den alten Jahrmärkten erklären sich: *blauen Dunst vormachen, ein blaues Wunder sehen, etwas aus dem Ärmel schütteln, Würmer aus der Nase ziehen*, aus der Alchimie sind gewählt: *hermetisch* (d. h. mit dem luftdicht abschließenden Siegel des Hermes Trismegistos) *verschlossen, fixieren, verquicken* (eigentlich „mit Quecksilber legieren“), *Niederschlag, sich verflüchtigen.* Aus unserer Technik stammen Verbildlichungen wie *Hochdruck, Hochspannung, Entladung, ausschalten* und das oft so farblos gebrauchte *auslösen.*

An all diesen Fällen, die für Hunderte ihresgleichen stehen müssen, sehen wir zugleich, daß aus einem besonders interessierenden Gebiet oft mehrere Vergleiche entnommen werden; man hat daher mit Recht behauptet, daß stark gefühlbetonte Vorstellungskomplexe selten die ihnen angehörenden Einzelwörter in ihrer Bedeutung unversehrt lassen, vielmehr zu häufiger Überschreitung der Bedeutungsgrenzen führen. Damit stoßen wir auf ein Grundgesetz des Bedeutungswandels: Wirkt eine Vorstellungsreihe besonders stark auf das Gefühl, dann erleiden die ihr zugeordneten Wörter eine Bedeutungsverschiebung.

Aber auch Bedeutungsverengerungen sind vom Gefühl veranlaßt. Zunächst schon deshalb, weil sie nur die natürliche Folge entsprechender Bedeutungserweiterungen sind: sobald bei einem Wort die Verwendung sich über die bisherigen Grenzen ausdehnt, wird ein anderes eingeengt, da gleichsam aller Raum von nebeneinanderliegenden Wörtern besetzt ist, die wie bei einem Mosaik aneinandergepaßt sind und ein „Bedeutungsfeld“ ausfüllen. Wenn z. B. *Hochzeit*, mhd. *höchgezît*

„(kirchliches) Fest“ im Neuhochdeutschen nur noch in einem besonderen Sinne gebraucht wird, so läßt sich das erst verstehen, wenn wir das neu in Mode gekommene *Fest*, ein kirchliches Lehnwort aus lat. *fĕstum*, beachten; denn es hat jene alte allgemeine Bedeutung von *hōchgezīt* übernommen. Durch die Einengung des Sinnes von *hōchgezīt* aber wurde anderseits ein altes, gemeingermanisches Wort für „Hochzeit“ im Deutschen ums Leben gebracht, gleichsam weggedrängt und erdrückt: mhd. *brūtlouf(t)*, vgl. ahd. *brūthlauft*, holl. *bruiloft*, dän. *bryllup*, schwed. *bröllop*; nur im Dialekt, in Schweizer Mundarten, hat sich, in eine Ecke des Sprachgebietes gedrängt, das Wort *Brautlauf* noch erhalten können. Viele Fälle von sogenannter „Bedeutungsverengung“ lassen sich also nur erklären, wenn man das rivalisierende oder ergänzende Wort ermitteln kann, von dem das Wort mit der eingengten Bedeutung zur Seite gedrückt worden ist, wenn man die Ausdrücke mit heranzieht, die mit dem betreffenden Wort zusammen ein geschlossenes Bedeutungsfeld besetzt halten.

Auch sonst ist das Gefühl ausschlaggebend beteiligt bei den Bedeutungseinengungen. Nur dann wird eine okkasionelle Bedeutung die generelle verdrängen können, wenn ein gesteigertes Interesse oder sonst ein besonderer Affekt mitspielt. Nehmen wir etwa *Bibel*, das aus kirchenlat. *biblia*, griech. *tà biblia* „die heiligen Schriften“ entlehnt ist. Wenn dies Wort seinen ursprünglichen Sinn („Bücher“, vgl. *Bibliothek*) auf die heilige Schrift eingengt hat, so war dabei ein besonderer Gefühlston maßgebend: die Bücher par excellence, das „Buch der Bücher“. Man sagt *in die Stadt* gehen und meint je nach dem Wohnsitz die nächste größere Stadt, also diejenige von allen Städten, an der man das unmittelbarste Interesse hat. Für den Römer wurde *urbs*, unabhängig von seinem Wohnsitz, gleichbedeutend mit Rom, bei den in der Umgegend von Byzanz wohnenden Griechen hatte Konstantinopel diese Bedeutung; aus der volkstümlichen griechischen Wendung *’s tēn poli(n)* „in die Stadt“ wurde allmählich ein Eigenname, *Stambul*, *Istanbul* (-a- durch türkische Vokalharmonie). Übrigens liegen öfters beide Bedeutungen, die allgemeine und die besondere, noch nebeneinander vor: *Kraut* ist auch im Süddeutschen in seinem allgemeinen Sinn üblich, bedeutet daneben aber den „Kohl“, gleichsam das Lieblingskraut; das

allgemein übliche *Speise* wird im Norddeutschen im Sinne von „Süßspeise“ gebraucht, wieder eigentlich „die Lieblingsspeise“. Spezielle Anwendung von Wörtern mit allgemeiner Bedeutung auf ein besonderes Interessengebiet finden wir besonders oft in allen Berufssprachen: *drucken* ist z. B. nur die oberdeutsche Nebenform von *drücken*, die Schriftsprache hat die dialektische lautliche Spaltung ausgenutzt, aber im Anfang war die Bedeutung der beiden Verba ganz die gleiche.

Wir sehen demnach, daß Bedeutungserweiterungen und -verengerungen, Verbildlichungen und Euphemismen immer mit einer gesteigerten Anteilnahme des Gefühls, einer Affektbetonung, zusammenhängen. Metaphern und Personifikationen erwachsen aus Antrieben künstlerischer, demnach gefühlsbedingter Art. Immer spielt die Phantasie, also ein ästhetisches Moment, eine ausschlaggebende Rolle. Daß das Gefühl ferner bei allen Bedeutungsverbesserungen oder -verschlechterungen entscheidet, braucht kaum eines Wortes und ist selbstverständlich.

Es gibt nun aber noch einen Faktor, der nach meiner Ansicht bei Bedeutungsverschiebungen nicht übersehen werden darf. Wenn wir z. B. mit der *Bahn* fahren oder von einem *Zeppelin* reden, so ist dies eigentlich eine abgekürzte Ausdrucksweise für die *Eisenbahn* und das *Zeppelin-Luftschiff*, im Grunde in ähnlicher Prägnanz des Ausdrucks wie *Kino*, *Auto* (s. oben S. 42): man läßt das Selbstverständliche, Überflüssige, leicht Ergänzbares fort. Vergleiche: *ein Schoppen Rüdesheimer*, *ein Helles*, *ein Münchner*, *ein Neufundländer* (Hund), *ein Taler für Joachimstaler*, eigentlich Münze aus dem Silber von Joachimstal, *zwei dritter Berlin* „zwei Fahrkarten dritter Klasse nach Berlin“, *Wiedersehen für auf Wiedersehen*, *'naus für gehe hinaus!*, *ein Vertikow* (nämlich Schrank, nach einem Berliner Schreiner dieses Namens) usw. Hierher gehören viele stellvertretende Verwendungen eines Wortes, sogenannte Metonymien und Synekdochen, wo z. B. der Teil fürs Ganze genommen wird oder umgekehrt, wie *eine Maske* (statt Maskenträger oder -trägerin), *eine Teerjacke* (statt: ein Mann, der eine Teerjacke trägt), *ein Dummkopf* (statt: einer, der einen dummen Kopf hat); der *Bundestag* (für die zur Tagung versammelten Leute), das *Herrenhaus* (für die im Herrenhaus tagende Versammlung). Da der Geist stets leicht ergänzt und je nach der Situation

das Nötige dazukombiniert, wurden solche abgekürzten Wendungen doch immer verstanden. Sie erzielen, gerade durch ihre Prägnanz, einen gewissen Effekt, der ihre Beliebtheit und ihr Umsichgreifen erklärt. Weil diese Wirkung aber für den ersten „Erfinder“ kaum vorauszusehen war, muß die eigentliche Ursache der Kürzung in einem Trieb zur Einsparung des nicht unbedingt Nötigen gesucht werden, d. h. in der Bequemlichkeit. Diese äußert sich besonders deutlich in den modernen Buchstabenwörtern vom *D-Zug* bis zur *Hapag*, *Ufa* und *Sipo*, übrigens nebenbei eine interessante Einwirkung der Schrift auf die Sprache.

Eine Bequemlichkeit anderer Art, die Trägheit des Denkens, führt zum Verzicht auf das Suchen nach dem treffenden Ausdruck und damit zum bevorzugten Gebrauch gewisser Allerweltswörter, wie *machen* (*Eindruck*, *Geschäfte*, *eine Reise*, *eine Bemerkung*, *ein Spiel machen*, vgl. *aufmachen* für „öffnen“, *zumachen* für „schließen“), das besonders umgangssprachlich in allen möglichen Situationen verwendet wird: *das Zimmer machen* „aufräumen“, *das macht 2 Mark*, *mach doch!* „eile dich“, *mach nicht so lange!*, *er macht* in Seidenwaren, ja sächsisch *da mache mer ooch noch hin*. Im Neupersischen sind Fügungen mit *kardan* „machen“ besonders beliebt und verdrängen viele einfachen Verba.

Einen gewissen Anteil hat das Motiv der Bequemlichkeit auch an einer weiteren Gruppe von Bedeutungsverschiebungen, bei denen die Veränderung sich gar nicht als sprachlicher Wandel bemerkbar macht, weil sie von der benannten Sache ausgeht. Dem Anschein nach wird das Wort ruhig beibehalten, während die damit bezeichnete Sache anders geworden ist. Auch die Sprecher haben kaum das Empfinden, daß ihr Sprachgebrauch sich geändert hat. In Wirklichkeit wird die alte Benennung auf die geänderte Sache übertragen. Nehmen wir z. B. das Wort *Feder*. Man schrieb früher bekanntlich mit Gänsekielen, und so hatten Benennungen wie *Schreibfeder*, *Federkasten* usw. einen guten Sinn. Nun kam aber die Erfindung der aus Stahl hergestellten Schreibwerkzeuge. Da sie zum gleichen Zweck gebraucht wurden, lag es nahe, das Wort *Schreibfeder* darauf zu übertragen (möglicherweise zuerst mehr scherzhaft: das sind nun die neuen „Schreibfedern“) oder ihm den unlogischen Ausdruck *Stahlfeder* entgegenzusetzen (vgl.

Luft-schiff, Silber-gulden) und sogar schlechtweg von einer *Feder* zu sprechen (vgl. *Bahn für Eisenbahn, Rad statt Fahrrad*). Das Ergebnis war also, daß das Wort *Feder* mit verändertem Inhalt weiter gebraucht wurde. Da aber der Anstoß von der Sache ausging, kann man in solchen Fällen, freilich zu einem Mißverständnis einladend, von „Sachwandel“ sprechen.

Mit dem Wort *Flinte* können wir eine ganz moderne Schußwaffe bezeichnen; es ist gekürzt aus *Flint-büchse* im Gegensatz zur *Luntenbüchse* und hatte wirklichen Sinn nur beim Feuerstengewehr (mittelniederd. *vlint-stēn*, ags. *flint* bedeutet „Stein“). Die fortgeschrittene Technik hat aus der alten Schußwaffe einen völlig neuen Apparat geschaffen, aber trotzdem beläßt man es bei dem alten Wort. Mit einer *Fensterscheibe* meinte man die einst wirklich scheibenförmigen, also runden Butzenfenster, vgl. *Dreh-, Sonnen-, Schießscheibe*; ein *Herzog* braucht jetzt keineswegs mehr wie einst ein Heerführer zu sein. Wir sagen, *die Zeit verrinnt* oder *läuft ab*, aber Berechtigung hatte das nur bei den mittelalterlichen Sanduhren, wie wir sie heute noch in den Schiffsuhren zur Bestimmung der Geschwindigkeit und in den kleinen Eieruhren der Küche kennen. Ähnlich *zieht* man allgemein die Uhr *auf*, was man logischerweise nur von Gewichtsuhren sagen kann. Wie bei der Schreibfeder lag es nahe, den gewohnten Ausdruck auf die zum gleichen Zweck bestimmte Tätigkeit zu übertragen, auch nach der Veränderung des nun durch Federn getriebenen Uhrwerks.

Das ist im Grunde nicht anders, als wenn man heute noch *Pfennig* durch *℥*, den Anfangsbuchstaben des römischen *dēnārius* bezeichnet, oder wenn noch jetzt jede Marktfrau das *Pfund* mit *℔*, einem verschnörkelten *lb*, wiedergibt, der Abkürzung des lateinischen Wortes *libra* „Waage, Pfund“. Auch sonst kann man ja in der Schrift dieses Beharren beobachten, wenn das alte Wortbild noch geschrieben wird, obwohl sich die Aussprache geändert hat.

Ein eigenartiger, von den vorher erwähnten verschiedener Fall ist folgender: Wir wissen heute genau, daß die Bewegung der Sonne nur scheinbar ist, aber trotzdem bleiben wir bei dem Wort *Sonnenaufgang*, sagen *die Sonne geht unter, hat ihren Kreislauf vollendet*. Für die Sprache des täglichen Lebens ist es wichtiger, den Eindruck wiederzugeben, als eine wissenschaftlich exakte Feststellung zu machen.

Es ist leicht zu zeigen, daß der Zug zum Beharren das Widerspiel und Gegenstück zum Affekt darstellt. Ist dieser das treibende Moment für Neuerungen von seiten sprachschöpferischer Einzelindividuen, so äußert sich in der bequemen Beharrlichkeit die Neigung und Eigenart der großen Masse; zwischen beiden, dem schöpferischen, anregenden Sprachneuerer und der an der Überlieferung haftenden großen Menge, vollzieht sich dauernd eine Auseinandersetzung mit wechselndem Ausgang. Der Sieg des einen fördert die Weiterentwicklung der Sprache, das Überwiegen der Beharrungskräfte sichert ihre Kontinuität. Begünstigt wird das Festhalten an der überkommenen, aber durch Veränderung der sachlichen Grundlagen überholten Ausdrucksweise durch das Verblässen der Grundbedeutung, die ja die Voraussetzung allgemeinerer, die ursprüngliche Begriffsbegrenzung überschreitender Verwendung bildet, und es bedarf nicht erst eines besonderen Hinweises darauf, daß gerade in solchen Fällen die Sprache zu einer wichtigen Geschichtsquelle wird. Für den schnell fortstürmenden Denker ist sie allerdings in dieser Beziehung oft eine schwere Fessel, und man kann Nietzsche sehr wohl verstehen, wenn er einmal gesagt hat: „Jetzt muß man bei jeder Erkenntnis über steinharte, verewigte Worte stolpern und wird dabei eher ein Bein brechen als ein Wort.“ Die Sprache übt in der Tat eine Art von Tyrannis aus, und gerade weil wir die Worte als Repräsentanten von Begriffen nicht zu prüfen pflegen, ist es schwer, von der Beeinflussung durch das Wort loszukommen, wenn man Erkenntnis erstrebt. Denn Worte sind, um mich eines Ausspruchs von Isolde Kurz zu bedienen, „meist die Häscher und Schergen des Gedankens.“

II. Teil

Bau und Entwicklung der Sprachen

6. Allgemeine sprachliche Entwicklungstendenzen

Untersuchen wir eine frühere Stufe einer indogermanischen Sprache nach ihrem Formenvorrat, dann staunen wir über den Reichtum an Material. So hat noch das Gotische eigene Dual- und Passivformen im Zeitwort, die im Althochdeutschen bereits beseitigt sind. Dieses hinwieder kennt einen Instrumental, den selbst das Latein mit seinen sechs Kasus nicht mehr besitzt. Man denke dann an den üppigen Reichtum des altgriechischen Formenbestands, wobei wieder die homerische Sprache den attischen Dialekt übertrifft. Das älteste Indisch, die Sprache der Veden, ist noch viel formenreicher als das klassische Sanskrit; der altertümlichste iranische Dialekt, in den sogenannten Gathas des Avesta, ist reicher an Formen als das jüngere Avestische. Die Vergleichen all dieser verwandten Sprachen zwingt uns, der gemeinsamen Muttersprache einen überreichen Formenbestand zuzuschreiben. Sie besaß z. B. acht Kasus, die das Altindische und Avestische noch bewahrt haben. Das Latein hat deren nur mehr sechs, das Griechische und älteste Germanische noch fünf. Das Russische verfügt heute noch über sechs Kasus, wobei Reste des Vokativs wie *bože* „o Gott“ nicht mitgerechnet sind. Den Dual, der im Altslavischen noch völlig lebendig war und im Slovenischen bis heute besteht, hat es aufgegeben, abgesehen von Einzelfällen wie *óči* „Augen“, *úši* „Ohren“. Im Neugriechischen ist der alte Dativ verlorengegangen, das Englische hat nur im „sächsischen“ Genetiv einen Rest eines selbständigen Kasus. Eine derartige Betrachtung zeigt also eine stetige Einbuße an Formen im Lauf der Sprachentwicklung. Wie ist das zu verstehen?

Man sah darin lange ein allmähliches Absinken. Man wähte, eine Sprache entwickle sich bis zu einer bestimmten Blütezeit,

dann aber fange sie an zu kränkeln und verfalle allmählich immer mehr. So erschien den älteren Sprachforschern die alte Zeit als die gute. Man sah z. B. im Neugriechischen eine Entartung der klassischen Sprache Griechenlands, im Italienischen ein verderbtes Latein. Das alles ist von Grund auf verkehrt, und wenn der Sprachforscher auch gerne die stilistische Kunst eines Cicero oder der attischen Prosa anerkennt, so sträubt er sich gegen Werturteile, die gegenüber dem Vulgärlatein oder Neugriechischen ungerecht sind und das Anrecht auf lebendige Entwicklung einer Sprache völlig verkennen. Der Bewertungsmaßstab, der von der Bewunderung klassischer Form hergenommen ist, versagt gegenüber der Vielfalt der nicht bloß auf das eine Stilideal gerichteten geistigen Triebkräfte und besonders auch der äußeren Zwecke, für die eine Sprache Ausdrucksmittel sein und, sich dem Fortgang der Kultur anpassend, auch bleiben muß. Daß trotzdem die Sprachforscher eine Zeitlang an der Theorie von Blüte und Verfall der Sprache festhielten, beruhte auf der unberechtigten Heranziehung biologischer Vergleiche, als sei die Sprache eine Art Lebewesen oder doch ein selbständiger Organismus. Wenn sich auch die Lautgestalten, die Inhalte, die Abwandlungsformen der Wörter abnutzen, so bleibt die Sprache in dem veränderten Zustand immer das den jeweiligen Bedürfnissen der Sprachgemeinschaft angepaßte und darum nie veraltende Instrument der Verständigung und überhaupt aller Geistes-tätigkeit. In den geschilderten Tatsachen können wir daher keine Degeneration, sondern nur einen Wechsel der Mittel sehen. Bei der Beurteilung einer Sprache kann es lediglich auf die Zweckmäßigkeit der Mittel ankommen, durch die sie Verständlichkeit, Klarheit und Schönheit des Ausdrucks erzielt und die ja niemand anders als der Menscheng Geist sich selbst schafft. Mit je einfacheren Mitteln das Ziel erreicht wird, um so besser ist es. Nur darf man nicht vergessen, daß dieses Ziel nicht bloß die rein verstandesmäßig korrekte Darstellung eines Sachverhaltes ist, sondern daß auch die Bedürfnisse des Gefühls, des Gemüts, des Schönheitssinnes zu ihrem Recht kommen sollen.

Das Finnische hat fünfzehn Kasus: Nominativ, Partitiv, Genetiv, Akkusativ, Inessiv, Elativ, Illativ, Adessiv, Ablativ, Allativ, Abessiv, Translativ, Essiv, Komitativ und Instruktiv.

Diese Sprache müßte man also wegen der Vielzahl ihrer Kasusbildungen besonders anstaunen, wenn Formenreichtum wirklich ein Kennzeichen einer hochentwickelten Sprache wäre. Ist nun aber das Deutsche im Nachteil gegen das Finnische mit seinen fünfzehn Kasus? Gewiß nicht; was dort durch bestimmte Endungen ausgedrückt wird, erreichen wir durch Präpositionen genau so gut, z. B. Inessiv *puussa* „in dem Baum“, Elativ *puusta* „aus dem Baum“, Illativ *puuhun* „in den Baum“, Adessiv *puulla* „bei dem Baum“, Allativ *puulle* „an den Baum“, Abessiv *puutta* „ohne den Baum“, Essiv *puuna* „als Baum“ usw. Man kann im Laufe der Sprachentwicklung oft beobachten, wie an die Stelle einer Form später Umschreibungen treten, vgl. lat. *vidi*, griech. *heórūka*: nhd. *ich habe gesehen*, ebenso franz. *j'ai vu*, engl. *I have seen*; lat. *faciam*, griech. *poiēsō*: *ich werde tun* und dergleichen. Das ist keineswegs Entartung, sondern nur ein Wechsel der formalen Mittel. Das alte Perfektum ist im deutschen Präteritum fortgesetzt, aber im Dialekt ist diese Form der Schriftsprache schon so gut wie tot. Denn das Volk sagt nicht *ich trank*, sondern pfälz. *ich hab gedrunke*. Flektierten Formen wie nhd. *der Vater, des Vaters*, lat. *pater, patris*, griech. *patér, patrós*, russ. *otéc, otcá* entsprechen franz. *le père, du père*, engl. *the father, of the father*, ital. *il padre, del padre* usw.: all das ist aber keine Degeneration, sondern nur ein Tausch der Ausdrucksmittel. Mit unseren Partikeln und Konjunktionen können wir die feinsten Färbungen eines Gedankens und die Abhängigkeit und Beziehungen der Sätze und Satzglieder ebensogut ausdrücken, wie es in den kompliziertesten Schachtelsätzen einer ciceronianischen Periode geschieht. Im Altindischen gibt es Formenkategorien, welche die Bedeutung des Verbums in verschiedener Weise variieren, z. B. ein Intensivum, das die Handlung als energisch und nachdrücklich hinstellt, ein Desiderativum, das den auf die Handlung gerichteten Wunsch ausdrückt, ein Kausativum, das eine Tätigkeit bezeichnet, die einen anderen zu der Handlung veranlaßt; z. B. *vetti* „er weiß“: *veveti* „er weiß genau“, *vividiṣati* „er wünscht zu wissen“, *vedayati* „er läßt wissen, er teilt mit“. So kann z. B. auch das Türkische alle möglichen Modifikationen des Verbalbegriffs durch eigene Formen ausdrücken, wie *sever* „er liebt“, *seviyór* „er liebt in diesem Augenblick“, *séve* „er möge lieben“, *sévmemek*

„nicht lieben“ (-mek ist Infinitivendung), *sevémemek* „nicht lieben können“, *sevdirmék* „lieben machen“, *sevimék* „geliebt werden“, *sevinmék* „sich lieben“, *sevişmék* „einander lieben“, *sevişdirmék* „veranlassen, daß (zwei) einander lieben“, *sevişdirilémemek* „nicht veranlaßt werden können, einander zu lieben“ usw.

Es gibt einige Sprachen, die eine besondere Form für die Dreizahl, also einen Trial, ausgebildet haben, so mehrere Dialekte Australiens und die meisten melanesischen. Das ist aber kein Beweis für die geistige Reife dieser Stämme, sondern eher das Gegenteil. Es ist aber auch nicht etwa ein Überbleibsel aus ältesten Zeiten, denn der Trial wird vom Plural aus gebildet, meist durch Anhängung des Zahlworts „drei“. Der Dual war, wie wir sahen, auch in unserem Sprachstamme vorhanden und ist da und dort noch in Resten bewahrt. Uns erscheint er als Luxus, und in der Tat ist es ja auch die Tendenz der Sprachentwicklung gewesen, diesen unnötigen Ballast aufzugeben, und das ist gewiß keine Verfallserscheinung. Genau dasselbe kann man an den semitischen Sprachen hinsichtlich des Duals beobachten: während er im klassischen Arabisch in Blüte steht, hat ihn das heute gesprochene Vulgärarabische meist aufgegeben. Ähnlich steht es mit formalen Mitteln wie der Reduplikation. Sie beruht darauf, daß gefühlsbetonte Wörter zur Erhöhung des Nachdrucks wiederholt wurden (*das tut mir sehr, sehr leid*); auch den Plural können viele Sprachen durch das doppelt gesetzte Wort bezeichnen (z. B. malay. *rādja-rādja* „Könige“; japan. *kūni* „Land“, *kūniguni* „jedes Land“). Zum Teil begnügte man sich nun mit der Doppelung der ersten Silbe, wie im idg. Perfektum, das nur eine besondere Art der Gegenwart zum Ausdruck brachte (vgl. griech. *téthnēke* „ist tot“, lat. *meminī* „erinnere mich“), oder im altindischen Intensivum. Im Gotischen finden wir noch reduplizierende Verba, im Deutschen ist dies Mittel aufgegeben.

Mit dem Formenreichtum ist es nicht anders als mit der Fülle von Ausdrücken für Begriffe engsten Umfangs, wie sie die Sprachen naturnaher Völker auszeichnet. Es gibt in afrikanischen Sprachen besondere Wörter für „Meerwasser“, „Fluß-, Sumpfwasser“, aber keinen Ausdruck für „Wasser“ im allgemeinen. Bei den Naturvölkern Zentralbrasiiliens hat man Bezeichnungen für blauen, roten und grünen Papagei gefunden,

aber nicht für „Papagei“ allgemein, der Comanche-Indianer Nordamerikas kennt kein Wort für „Pferd“, wohl aber solche für „Rappe“, „Schimmel“, „Brauner“, „Scheck“ usw.

Solche Tatsachen helfen uns, den Formenreichtum richtig zu bewerten. Solange der geistige Gesichtskreis des Menschen verhältnismäßig beschränkt ist (sei es durch die Gebundenheit an eine engbegrenzte Umwelt wie beim Primitiven, oder durch das Aufgehen in einem Handwerk oder Beruf), kann er sich dieses Aufgliedern seiner kleinen Welt in zahlreiche gesonderte Vorstellungen gestatten, und damit seinem durch die Lebensnotwendigkeiten bedingten Interesse für das Besondere folgen. In Fachsprachen, wie der der Jäger, finden wir noch eine ähnliche Sachlage, wenn die Augen je nach dem Tier als „Lichter“ oder „Seher“, die Ohren als „Löffel“ oder „Lauscher“ bezeichnet werden, wo der Schwanz bald eine „Blume“, ein „Wedel“ oder eine „Lunte“, bald eine „Standarte“ ist, wo ein Hase niemals „läuft“, sondern entweder „geht“ oder „hoppelt“.

Das alles hat wenig mit Unfähigkeit zur Abstraktion zu tun, wie man oft gemeint hat; denn Völker, die z. B. nur Abarten des Papageis oder der Palme benennen können, nicht aber den „Papagei“ oder die „Palme“ im allgemeinen, haben sehr wohl Wörter für die noch viel abstrakteren Begriffe „Vogel“ und „Baum“. Sie haben von ihrer Lebenswelt aus gesehen nur keine Veranlassung, gerade dort zusammenzufassen, wo wir es für zweckmäßig und notwendig halten.

Mit der Erweiterung des Gesichtskreises, dem vergrößerten Umfang der Kenntnisse und zunehmender Denkkraft aber drängt der Geist nach Übersichtlichkeit und Vereinfachung. Und wie die Begriffe selbst durch die sichtende Tätigkeit des Verstandes Ordnung und Klarheit, Übersichtlichkeit und Zusammenfassung erhalten, indem man von allzu besonderen Eigenschaften absieht, so werden die Wortinhalte immer mannigfacher abgestuft, die Wörter selbst durch Ausbildung von Wortfamilien in eine Ordnung gebracht; auf vieles, was sich von der höheren Warte aus als überflüssig erweist, wird verzichtet.

Ähnlich ist es mit dem Reichtum an grammatischen Formen. Auch sie sind natürlich aus dem Bedürfnis entstanden, das auszudrücken, was dem Menschen eben als erforderlich erschien. Sie sind das Ergebnis erfolgreicher Geistestätigkeit, der es

gelang, die mannigfachsten Bestimmungen und Beziehungen der Begriffe durch lautliche Zeichen darzustellen. Aber damit ist nicht gesagt, daß der eingeschlagene Weg für die Dauer der zweckmäßigste war. Sobald die verwirrende Fülle die Übersichtlichkeit beeinträchtigt, muß eine Gegenwirkung einsetzen, die zur Vereinfachung der Paradigmen und zu Ersatzmitteln führt. Das Fortschreiten zu größerer Regelmäßigkeit können wir schon am klassischen Sanskrit gegenüber dem älteren Vedisch und am attischen Griechisch der klassischen Zeit im Vergleich mit der einige Jahrhunderte älteren Sprache Homers beobachten. Bei allen indogermanischen Sprachen stand, soweit wir es nachprüfen können, am Anfang eine außerordentlich verwickelte und unregelmäßige Formenbildung; es gab, um die landläufige Ausdrucksweise zu gebrauchen, mehr „unregelmäßige“ als „regelmäßige“ Verben. Wir haben aber früher gesehen, daß die Durchsichtigkeit und Einfachheit einer Sprache von der Zahl der durchgeführten Assoziationen abhängig ist: wo man „Regeln“ aufstellen kann, da haben Assoziationen ein bequemes Geleise geschaffen, das für eine Menge von Formen zugleich tauglich ist. Das Bedürfnis und die Fähigkeit, den Wildwuchs der Formen zu beschneiden und den Sprachbau architektonisch zu gliedern, hängt offenbar mit dem geistigen Wachstum des Volkes, mit dem Emporsteigen seiner Kultur zusammen.

Daraus erklärt es sich weiter, daß so viele Sprachen von den Kulturzentren abliegender Völker außerordentlich schwierig sind und einen verwirrenden, unübersichtlichen Formenbau besitzen, wie die der Indianer, der Eskimo, die Sprachen des Kaukasus und das Baskische. Froh des sprachlichen Ausdrucksvermögens geht der Mensch zunächst verschwenderisch mit den sprachlichen Mitteln um; in der Enge seiner Welt hat er es noch nicht nötig, Anforderungen an Einfachheit, Klarheit und Zweckmäßigkeit der Ausdrucksmittel zu stellen.

Jenes falsche Bild von einer Blütezeit und einer Periode der Entartung im Leben der Sprache müssen wir daher durch etwas ganz anderes ersetzen, und zwar möchte ich¹ unterscheiden:

- I. die primitive Zeit der Gewinnung sprachlichen Materials, die „Stoff-Periode“, und

¹ H. Güntert.

II. die Zeit der Bearbeitung und Formung dieses Rohstoffs unter dem Einfluß der Kultur, die „Form-Periode“.

In der ersten Periode wird Rohstoff zusammengetragen; es werden Assoziationen zwischen immer neuen Lautgebilden und Vorstellungen geflochten, jeder neue Eindruck soll auch ein eignes Lautsymbol erhalten, allgemeine Begriffe treten noch ganz zurück vor der Unmasse der Sonderbezeichnungen und Spezialausdrücke. Es entsteht nicht nur eine Fülle von Wörtern mit ähnlicher Bedeutung, sondern auch ein großer Reichtum an Formen; aber alles hat untereinander wenig Beziehung, es wird gleichsam alles nur nebeneinander hingelegt. Der Assoziationstrieb wirkt vorwiegend nach außen, um zwischen äußerem Objekt und Lautgebilde ein festes Band herzustellen.

Allein mit dem Erstarken des Denkens, das durch unzählige Aktverbindungen zu immer höheren, allgemeineren Begriffen emporsteigt, erkennt der Mensch auf einmal die kindliche Verschwendung, die er in der Sammelperiode mit sprachlichen Ausdrucksmitteln getrieben hatte. Er wünscht, daß auch die Lautformen aufeinander beziehbar sind, es entstehen Ableitungen, Zusammensetzungen und Wortfamilien, es kommt ein Hang zur Bildung umfassender und einander ergänzender Kategorien auf. Der Assoziationstrieb wirkt jetzt mehr im Inneren, innerhalb der Sprachschöpfungen selbst. Man entdeckt die Keimkraft des einzelnen Grundworts, aus dem neue Ableger sich entwickeln: die ähnlichen Vorstellungen erhalten auch ähnliche Lautgestalt. Bestimmte Ausgänge werden fruchtbar und greifen um sich; so erwachsen aus den anfänglich beziehungslosen Einzel- und Grundgebilden allmählich immer größere Wortsippen. Die neue Bildung steht in engem Verwandtschaftsverhältnis zu ihrem Grundwort. Jenes Verblassen der Einzeleigenschaften, nach denen ein ganzes Ding in andeutender Beschreibung benannt war, führt Material zur Schaffung von Gattungs- und Sammelbegriffen herbei, es entstehen Abstrakta, und im Spiegel sinnlicher Verbildlichungen lernt sich der Menscheng Geist selbst zu beobachten. So formt sich der menschliche Verstand je nach der besonderen völkischen und kulturellen Sonderart jene Rohblöcke, die er einst in kindlichem Sammeleifer sich beschafft und beziehungslos neben- und durcheinander aufbewahrt hatte, und richtet damit ein sprachliches Gebäude auf.

Im Anfang einer Sprachentwicklung stand die bunte Vielheit und das Chaos, und erst allmählich lernt der Mensch, wie in seinen geistigen Besitz, so auch in das Ausdrucksmaterial der Sprache Vereinfachung und Ordnung, den Kosmos, zu bringen, indem er die Einzelheiten zueinander in Beziehung setzt. Je mehr das Sprachmaterial gegenseitig gebunden ist, um so einfacher ist die Sprache, um so leichter kann man sie lernen. Wir könnten also den Grundsatz aufstellen: je entwickelter das Geistesleben und die Kultur, um so mehr Assoziationen sprachlicher Art, um so lebhafter das Bedürfnis nach übersichtlicher Ordnung und Bildung von Kategorien, um so stärker die Tendenzen zur formalen Ausgleichung und Analogiebildung. Zweckmäßigkeit, Klarheit und Schönheit sind die Hauptziele, denen man jetzt zustrebt. Dabei vollzieht sich eine fortwährende Umbildung des Materials, vieles, was früher gesammelt wurde, wird abgestoßen.

Auch bei den grammatischen Formen geht die anfängliche Grundbedeutung und Funktion, die sich in der Regel an räumliche Vorstellungen oder doch an das sinnlich Wahrnehmbare anschließt, im längeren Gebrauch verloren. Die Verwendung wird auf Fälle ausgedehnt, wo die eigentliche Bedeutung nicht mehr paßt; was zuerst plastische Anschaulichkeit besaß, büßt allmählich diese unmittelbare Wirkung ein; alles nutzt sich ab und wird zur klappernden, abgegriffenen Sprachmünze, zur Schablone. So gibt der Akkusativ, gekennzeichnet durch das Suffix *-m* im Singular, *-ns* im Plural, in den alten indogermanischen Sprachen nicht nur das Objekt der Handlung an (lat. *emō pānem* „ich kaufe Brot“) sondern auch die Richtung (*domum* „nach Hause“; erstarrt in nhd. *heim*, endungslos gewordener Akkusativ von *Heim*). Man wird annehmen dürfen, daß diese räumliche Bedeutung die ursprüngliche war und die Verwendung zur Bezeichnung einer Beziehung im Satz erst durch Übertragung herrschend wurde. Schon bei Beginn der Überlieferung ist der alte Gebrauch zurückgedrängt: die Angabe der Richtung erfolgt in der Regel durch eine hinzutretende räumliche Präposition (*in, ad urbem* „in die Stadt, zur Stadt“). Aber auch präpositionale Wendungen können sich wiederum über ihr eigentliches, räumlich-anschauliches Geltungsgebiet ausdehnen und Satzbeziehungen ausdrücken (z. B. „von“ den Genetiv: franz. *de*, engl. *of*, nhd. umgangssprachlich *von*;

„zu“ den Dativ: franz. *à*, engl. *to*). Damit ist aber die Aufgabe, die Kasusbeziehung kenntlich zu machen, auf die Präposition übergegangen, die Kasusendung wird funktionslos und verschwindet schließlich ganz (so z. B. im Französischen und Englischen): an Stelle von Endungen tritt Umschreibung ein mit Präpositionen, an Stelle einer einheitlichen Form die umschreibende Ersetzung durch zwei oder mehr Wörter. Wir sehen an diesem Beispiel, wie der Menschegeist sich immer neue Mittel schaffen muß, um seine sprachliche Ausdrucksfähigkeit lebendig und anschaulich zu erhalten, wie er stets schöpferisch sein Material umgestaltet: Sprechen ist eben ein ständiges Neuschaffen und schöpferisches Umgestalten des Sprachmaterials. Allerdings wird durch die schnelle Abnutzung der Formen und Wortverbindungen immer wieder ein fast automatisch wirkender Schematismus und Mechanismus geschaffen. Das ist es, was man die „Grammatik“ einer Sprache nennt: ein System starrer Schablonen, abgegriffener, beweglicher Einzelglieder, ein Vorrat von bestimmten Einsatz- und Ersatzstücken, ausgefahrene Gleise von üblichen Wortveränderungen, Wortstellungen und Wortbeziehungen. Es ist das dürre, vertrocknete Skelett der Rede, das beim wirklichen Sprechen je nach dem besonderen Fall erst mit Fleisch bekleidet und mit warmem Blut gefüllt wird. Das Verblässen anschaulicher, ausdrucksvoller Wörter und Formen ist also im tiefsten Wesen der Sprache wohl begründet und der Anlaß zu dauernder Verjüngung und Umgestaltung der Sprachmittel.

Früher ging eine solche Entwicklung noch schneller vor sich als heute, wo eine in einem weiten Gebiet als Norm anerkannte, überdies schriftlich fixierte Gemeinsprache den natürlichen Ablauf stark verlangsamt. Wahrscheinlich wird trotzdem auch die deutsche Sprache sich allmählich dem Typus des englischen oder neupersischen Formensystems weiter nähern. So ist das *-e* des Dativs schon fast völlig aufgegeben; im Genetiv herrscht die Umschreibung mit *von* wenigstens in der Umgangssprache, und dort ist auch die einfache Form des Präteritums durch das umschriebene Perfektum verdrängt.

Nach diesem Blick in die Zukunft wollen wir auch den Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung nicht umgehen. Denn schließlich erhebt sich die Frage, wie es denn in der allerfrühesten Epoche der Sprachbildung bei der Schaffung des Rohmaterials

zuring. Auf welche allerletzten Wurzeln lassen sich unsere Wörter zurückführen? — Das heißt, die Frage nach dem Ursprung der Sprache überhaupt stellen, ja nach dem Ursprung des Menschen selbst: denn erst durch die Sprache ward er ja zum Menschen. Es ist klar, daß es hier kein Wissen für uns geben kann. Die Laute, die einst der Kiefer des homo Heidelbergensis oder der Neandertalmensch erzeugt hat, sind spurlos verklungen, ohne daß wir je davon irgendwie Kunde erhalten könnten.

Schon die Vorfrage, ob alle Sprachen der Erde auf eine einzige Ursprache zurückgehen, ist nicht gelöst; ist doch nicht einmal der so oft versuchte Beweis erbracht, daß die indogermanischen und die semitischen Sprachen miteinander verwandt seien. Was stehen also überhaupt für Mittel zu Gebote, um auch nur hypothetisch dem Problem des Sprachursprungs näherzukommen?

Nicht ganz so ergiebig für diese Frage, wie man hoffen könnte, ist die Betrachtung der Kinderrede, so interessante Einzelheiten man daraus für das menschliche Sprachleben im allgemeinen entnehmen mag. Denn das Kind lernt seine Sprache durch Nachahmung seiner Muster und Vorbilder. Eins muß es allerdings selbst dazutun: es muß vermöge seiner eigenen angeborenen Sprachbefähigung erkennen, daß die Lautgebilde nicht nur Begleiterscheinungen eines Sachverhalts sind (wie etwa das Schreien zum Schmerz gehört), sondern daß sie als Zeichen dafür dienen können. Sache des Kindes ist darüber hinaus aber auch die Art, wie es den Sinn eines Wortes erfaßt, wie es den Sachverhalt abgrenzt, den das Wort bezeichnen soll. Auch darin kann ihm der Erwachsene zunächst nur wenig helfen. Man hat festgestellt, daß die Kinder ihren ersten Wortschatz nicht auf Dinge, Eigenschaften oder Vorgänge beziehen (als „Substantiva“, „Adjektiva“ oder „Verba“) sondern auf die ganze Situation, deren Teile je nach Bedarf in den Vordergrund treten können; so wenn etwa ein Kind mit *papp* (in der „Kinderstubensprache“ der Erwachsenen der Mehlbrei) die Situation des Essens bezeichnet und dabei, nach seinem Verhalten zu schließen, bald das Lustgefühl während oder nach der Mahlzeit im Vordergrund steht, bald die Kau- und Schluckbewegungen (die es nachahmt), bald der Teller mit und ohne Brei. Für die Erkenntnis des ersten

Ursprungs der Sprache ist auch dies von wesentlicher Bedeutung.

Die Beobachtung der Tierlaute kann dagegen nur soviel leisten, daß sie uns lehrt, den Unterschied der Menschensprache von jenen schärfer zu erfassen.

In der Hauptsache können wir nur Rückschlüsse tun aus dem Verlauf und den Tendenzen der unserer Beobachtung zugänglichen Sprachentwicklung selbst. Es müssen die nämlichen Kräfte auch im Anfang wirksam gewesen sein, wie sie zu allen Zeiten bei der Fortentwicklung der Sprache in Betracht kommen. Seit Herders Preisschrift über den Ursprung der Sprache aus dem Jahre 1772 ist eine ganze Reihe von Theorien über diesen Gegenstand aufgestellt worden, die hier zu erwähnen und zu prüfen zu weit führen würde. Daß die Schallnachahmung in vielen Fällen den Anlaß zur Wortschöpfung gab, ist um so sicherer, als wir zu allen Zeiten dieses Moment bei der Entstehung von Wörtern wirksam sehen. Verhältnismäßig jungen Ursprungs sind im Deutschen z. B. *bummeln*, *platzen*, *platschen*, *panschen*, *plätschern*, *plappern*, *flüstern*, *gackern*, *glucksen*, *holpern*, *humpeln*, *hätscheln*, *klimpern*, *klirren*, *plumpsen*, *schlürfen*, *summen* und viele andere Verba, die sich nicht vor der nhd. Zeit nachweisen lassen. Auch in der Kindersprache sind solche Neubildungen sehr beliebt: *Wauwau*, *Bäh-lamm*, *Muh-kuh*, *Töff-töff* und dergleichen. Freilich besteht hier der Verdacht, daß sie von den Erwachsenen für die Kinder erfunden sind. Wegen ihrer Sinnfälligkeit werden sie besonders gern aufgenommen. Man muß noch beachten, daß sich der lautmalende Charakter solcher Formen in jahrhundertlanger Entwicklung der Lautgestalt schließlich verwischen kann. Wir dürfen also mit Sicherheit annehmen, daß auch zur Zeit der ersten Sprachschöpfung viele Worte solcher lautmalenden Art aufgekommen sind.

Aber ebenso sicher ist es, daß man nicht für alle Wörter diese Herkunft annehmen darf. Das ergibt sich aus dem Verhältnis der schallnachahmenden Ausdrücke zum übrigen Wortschatz. Man hat deshalb daran gedacht, daß Gefühls-laute den wesentlichen Ausgangspunkt der Benennung abgegeben hätten, und das wird in gewisser Hinsicht auch richtig sein, da jede Neubenennung sicherlich mit starker Gefühlsbeteiligung erfolgte: der Affekt war der eigentliche

Geburtshelfer der Sprache. Nur denke man nicht an einfache Interjektionen wie *Aha! Oh! Au, Hm, Pfui* usw. Denn diese sind, soweit wir beobachten können, nicht sehr produktiv für die Wortbildung gewesen, wenigstens nicht im Deutschen, vgl. etwa *weinen* (zu einer Interjektion *wai!*), *ächzen*, *juchzen* und *jauchzen*, *jöhlen* und *jodeln*, der *Huie* (bei R. Wagner, Siegfried I. Akt). Man mag sich vielmehr vorstellen, daß der sich die Sprache schaffende Mensch auf Reize von außen mit Lautbewegungen unwillkürlich reagierte, daß diese zunächst den Reflexbewegungen nahestanden. Weil bei der Gleichheit des menschlichen Organismus sich solche gefühlsmäßigen Reaktionen auf irgendeinen Reiz bei mehreren, beieinander wohnenden Menschen in ähnlicher Weise einstellten, konnten dieselben Lautgruppen dann bewußt und mit Willen angewandt werden, um untereinander damit den Eindruck, den Vorgang oder Gegenstand zu bezeichnen. Dabei muß man die anderen Ausdrucksbewegungen, das Mienenspiel und vor allem die hinweisende und damit erläuternde Gebärde, heranziehen, die ja noch heute bei lebhafter veranlagten Sprechern eine große Bedeutung haben. So wird sich der sprachliche Ausdruck im Laufe der Zeit losgelöst haben von solchen anderen Ausdrucksbewegungen. Der erste Sprachlaut war demnach sinnenthaltende Ausdrucksgebärde. Je mehr die einst unentbehrlichen, die Rede begleitenden anderen Bewegungen zurücktraten, um so mehr wurden die Sprachlaute selbständige Sinnträger. Die artikulierten Laute der Sprache boten also nicht die einzige, wohl aber die zweckmäßigste Möglichkeit, die nach Kundgabe und Mitteilung drängenden inneren Erlebnisse zum Ausdruck zu bringen. Es war diejenige Methode, die am meisten ausgebaut und vervollkommenet werden konnte.

Bis in unsere Zeit gibt es Gebärden, die klar und unzweideutig einen Gedanken ausdrücken. Wenn ich den Kopf schüttle oder ihn neige, weiß jedermann sofort, daß ich entweder verneine oder bejahe, wenn ich mit dem Finger winke, heißt das: „Komm her“! Was ein Kuß, eine Umarmung ausdrückt, ist Lyrik ohne Worte. Wenn ein Straßenjunge jemandem eine Fratze macht, die Zunge herausstreckt und die ausgespreizte Handfläche mit dem Daumen an die Nase legt und dafür eine Ohrfeige bezieht, dann haben sich zwei Personen ohne Worte sehr gut verstanden. Wenn ich den Zeigefinger entweder an

die Lippen oder an die Stirn lege, so erfaßt jeder den Unterschied in der Bedeutung. Man vermag sich in fremdem Land auch durch bloße Gebärden verständlich zu machen, man kann in jedem Kino nur an den Gebärden ganze Gefühlskomplexe ohne jedes Wort verstehen. Anders zu beurteilen sind aber die Zeichensprachen, z. B. der Indianer, und Zeichensysteme wie Schrift, Blindenschrift, Morsealphabet, die von der Lautsprache ausgehen und nur ein Ersatz dafür sind.

Das Entscheidende war, daß der Mensch bewußt mit seinen Lautgebärden, mochten diese zunächst noch so unartikulierte klingen (d. h. der Abgrenzung von Phonemen entbehren, vgl. o. S. 22), einen bestimmten Sinn verband und ihn seinen Mitmenschen durch alle Mittel der Ausdrucksgebärden, durch Mienenspiel und Gesten, mitzuteilen und aufzudrängen wußte. Das war eine glänzende Erfindung des menschlichen Geistes, wie er ja auf allen Kulturgebieten ähnliche Gedankenblitze und geniale Einfälle gehabt hat. Denn viele Geräte und Werkzeuge, so selbstverständlich sie uns zu sein scheinen, verdanken einer solch glücklichen Intuition ihre Entstehung. Wer das erste Wagenrad, den ersten Einbaum erfand, war ein technisches Genie.

Wie dieser Geistesblitz im ersten Spracherfinder zündete, als ihm der glückliche Gedanke kam, die Lautgebärde, mit der er einen sinnlichen Eindruck begleitete, mit voller Absicht zu dessen Bezeichnung zu benutzen und sich so auf eine neue Weise mit seinen Artgenossen zu verständigen, können wir ahnen und nachfühlen, wenn wir lesen, wie eine blinde Taubstumme eines Tags begriff, daß man durch Zeichen etwas ausdrücken könne. Die Lehrerin dieser Kranken benutzte bestimmte Tasteindrücke auf der Handfläche, indem sie einen Gegenstand, z. B. eine Puppe, ihrer Schülerin in die eine Hand gab und ihr auf der anderen durch bestimmte Fingerstellungen Tasteindrücke erzeugte. Dies war der Taubstummen zunächst nur ein unterhaltendes Spiel. Wie ihr aber dann die Bedeutung dieser Tastempfindungen als sinnvolle Zeichen klar wurde, beschreibt die Lehrerin folgendermaßen (William Stern, Helen Keller, Berlin 1905, 44f.): „Wir gingen zu der Pumpe, wo ich Helen ihren Becher unter die Öffnung halten ließ, während ich pumpte. Als das kalte Wasser hervorschoß und den Becher füllte, buchstabierte ich ihr *w-a-t-e-r* in die freie Hand. Das

Wort, das so unmittelbar auf die Empfindung des kalten, über ihre Hand strömenden Wassers folgte, schien sie stutzig zu machen. Sie ließ den Becher fallen und stand wie angewurzelt da. Ein ganz neuer Lichtschein verklärte ihre Züge. Sie buchstabierte das Wort *water* zu verschiedenen Malen; dann kauerte sie nieder, berührte die Erde und fragte nach meinem Namen . . . Auf dem Rückweg war sie in höchstem Grade aufgeregt und erkundigte sich nach dem Namen jedes Gegenstands, den sie berührte, so daß sie im Laufe weniger Stunden dreißig neue Wörter ihrem Wortschatz einverleibt hatte.“

Der Anstoß für das Nutzbarmachen der Sprachbefähigung war hier die plötzliche Erkenntnis, daß die wahrgenommenen Fingerbewegungen Zeichen für eine Sache sein sollten. Er beruhte also auf dem Verstehen. Auch der erste Mensch hatte natürlich die Fähigkeit, gehörte Laute zu verstehen, zunächst allerdings nur als Anzeichen für etwas, als „Symptome“, wie schon das Tier einen (instinktiven) Warnruf, einen Lockruf als Anzeichen der Gefahr oder der Bereitschaft „versteht“. Er machte die Erfahrung, daß solche „Anzeichen“ ihn selbst und andere zu bestimmtem Verhalten veranlaßten. Der entscheidende Einfall war dann der, das „Anzeichen“ willkürlich hervorzubringen, um den gleichen Erfolg herbeizuführen. Damit aber war es zum Zeichen, zur Sprache geworden.

Auch jedes Kind in der Zeit der Spracherlernung hat denselben Schritt zu vollziehen. Nachdem es gelernt hat, die Worte der Erwachsenen als „Anzeichen“ zu werten, d. h. mit einer bestimmten wiederkehrenden Situation in Verbindung zu bringen, muß es dazu kommen, sie als „Zeichen“ zu benutzen. Und wie ihm vorher das gehörte Wort Anzeichen für eine ganze Situation, nicht für einen bestimmten Gegenstand, gewesen war, so bezeichnet es nun damit auch wieder zunächst die Situation mit allem, was dazu gehört (s. S. 10 u. 102). Die Erkenntnis, daß das Lautgebilde fähig ist, als Zeichen zu dienen, ist unabhängig davon, ob der andere, von dem man es gehört hat, es selbst als Zeichen beabsichtigt oder instinktiv, unwillkürlich hervorgebracht hat. Daher ist die Lage des Kindes grundsätzlich die gleiche wie die des allerersten „Sprechers“. Freilich fehlte diesem die Unterstützung durch

bereits weitergekommene Mitmenschen, und darum wird es lange Zeit beansprucht haben, bis das „Sprechen“ zum ständigen Besitz wurde, nachdem zuerst nur vereinzelt bei besonders begabten Individuen ein solcher Geistesblitz aufgetreten war. Wir sehen ja auch beim Kind, daß das Aufsteigen zu einer höheren Stufe nicht auf einmal und damit endgültig erfolgt, sondern von Tagen und Wochen des Stillstands unterbrochen ist.

Wer nun wissensdurstig weiter fragt und erfahren möchte, wieso der Mensch einen solchen genialen Einfall überhaupt bekommen kann, der ihn vom Tier grundsätzlich unterscheidet, wer also nach der Ursache des Sprachvermögens forscht, tut gut, auch die Medizin und Anthropologie zu befragen. Wundt sagt einmal in seiner „Völkerpsychologie“ (II³, 650): „Nun besteht allerdings zwischen dem Bewußtsein selbst der niedersten Menschenrasse und dem des vollkommensten Tieres eine Kluft, die wir durch keine Beobachtung direkt auszufüllen imstande sind. Diese Kluft ist aber nicht derart, daß die im Menschen beginnenden Entwicklungen nicht bereits beim Tier in mannigfachen Vorstufen vorbereitet wären.“

Diese Kluft, von der hier wie von einer Art Rätsel gesprochen wird, erklärt sich nach meiner¹ Ansicht sehr einfach aus der Betrachtung der physischen Verschiedenheit im Gehirn des vollkommensten Tieres und des primitivsten Menschen. Übrigens sind schon die Sprechwerkzeuge an und für sich beim Menschen vollkommener als bei dem menschenähnlichsten Tier, doch tritt dies weit zurück vor der großen Energieüberlegenheit des menschlichen Gehirns. Es ist nämlich ein sicheres Ergebnis der vergleichenden Anatomie, daß das Großhirn des Menschen sich nur ganz allmählich entwickelt hat. Dabei ist von grundlegender Bedeutung, daß das Gehirn kein einheitliches Organ ist, sondern in einzelne „Sinnesfelder“ zerfällt. Da gibt es Rindenteile, die für das Riechen, andere, die für das Sehen oder Hören, wieder andere, die für Handlungen (d. h. Willensausführungen) bestimmt sind. Nur die Hirnrinde gestattet es, die Einzelwahrnehmungen zu Gesamtbildern, die Einzelbewegungen zu einheitlichen Handlungen zusammenzufassen. Nun gibt es aber neben den Sinnesfeldern in der Hirnrinde Partien, die mit Sinnesempfindungen gar nichts zu tun haben

¹ H. Günterts.

und sich erst nach den Sinnesfeldern allmählich herausbildeten: das sind die sogenannten Terminalfelder, die in dem Maß zunehmen, wie wir Intelligenzáußerungen feststellen können. Werden die betreffenden Gehirnlappen verletzt, dann treten schwere geistige Störungen ein. Hier also ist der eigentliche Sitz der menschlichen Intelligenz; die außerordentlich große Anzahl solcher Terminalfelder im Vergleich zu denen der Tiere, bei denen die Sinnesfelder vorherrschen, erklärt die geistige Überlegenheit des Menschen. Also nicht durch Ausbildung der Sinnesfelder, sondern durch Vervollkommnung und Häufung der Terminalfelder hat sich das Menschengehirn aus dem Tierhirn entwickelt. Am weitesten ist die Ausbildung von Terminalfeldern bei den menschenähnlichen Affen gediehen. Dann aber kam — man vermutet gegen Ende der Tertiärzeit — ein neuer Fortschritt. Die Unterseite des Stirnlappens bildete sich weiter aus, und so entstand der Apparat im Hirn, mit dem gesprochen wird, sozusagen die Kraftquelle an potentieller Energie, wodurch der Sprechvorgang ermöglicht wird. An eine weitere Ausbildung bestimmter Gehirnpartien ist demnach das Sprechen gebunden; dadurch erklärt sich aufs einfachste jene große Kluft zwischen Mensch und Tier¹.

Durch die Verknüpfung der Vorstellungen mit einem Lautkörper ist das Mittel gegeben, um die Vorstellungen im Gedächtnis festzuhalten und jederzeit wieder bewußt zu machen. Immer mehr Ausschnitte aus der umgebenden Welt werden

¹ Man könnte dagegen fragen, wie eine hinzugekommene Gehirnpartie imstande gewesen sein soll, das Auftauchen des neuen, für die Sprachentwicklung entscheidenden Gedankens (der Zeichensetzung durch das Wort) zu ermöglichen. Ist es nicht vielmehr so, daß infolge der mit diesem Gedanken eröffneten Geistesbetätigung das Werkzeug dafür, das Gehirn, stärker entwickelt wurde? Die Auffassungen stehen sich immer noch schroff gegenüber: Die meisten Naturforscher und Mediziner neigen dazu, die gesamten geistig-seelischen Leistungen als bloße „Funktionen“ des Gehirns zu betrachten; für die Vitalisten, idealistischen Philosophen und Theologen ist dagegen das Gehirn gewissermaßen „das Instrument, auf dem der Geist spielt“. Fest steht nur, daß die alte Theorie der einzelnen „Zentren“ und „Schaltstellen“ unhaltbar ist, vielmehr das gesamte Nervensystem, einschließlich Gehirn, als Ganzes genommen werden muß (s. B. Bavink, *Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften*, 10. Aufl., 1954, S. 589f.).

zu solchen Geistesgebilden umgeformt und nach dem Haupt-eindruck benannt (s. S. 16f., 79, 81). Die Sprache verleiht, wie wir das früher wiederholt ausgeführt haben, den einmal gefundenen Begriffen Klarheit und Bestand. Jetzt erst ist ein Denken möglich, das sich über die unmittelbaren sinnlichen Eindrücke erhebt. Sinnliches und Geistiges, die Eindrücke von außen und die innere Welt der Vorstellungen, Empfindungen und Willensakte werden durch die Sprache unlösbar miteinander verflochten und gegenseitig aufeinander bezogen. Das Sinnliche erfüllt sie mit geistig-seelischen Werten, das Geistige trägt sie hinaus in das Konkrete und Gegenständliche. Die geistige Welt wird selbst durch die Sprache geformt und aufgebaut mit Hilfe von der Sinnenwelt entliehenen, anschaulichen Bildern und Ausdrücken. Eine Vorstellung wird durch ein Wortzeichen angedeutet, aber dieses Wort hat nun wieder umgekehrt Einfluß auf das weitere Denken. Die Sprache liefert demnach nicht nur das unentbehrliche Hilfsmittel zum Denken, sondern sie ist die Klammer, die das Geistige mit dem Sinnlichen, das Subjektiv-menschliche mit dem Objektiven in der Natur unlösbar zusammenzwingt. So baut sich der Mensch mit seinem selbstgeschmiedeten Werkzeug die ganze unsichtbare Welt der Gedanken und Begriffe auf, und damit erhebt er sich über die ihn umgebende Natur. Der Mensch allein von allen Lebewesen schafft sich sein geordnetes geistiges Reich, die subjektive Welt seiner Gedanken, seiner Kulturwerte, die er kühn der ihm entgegentretenden Außenwelt als seine eigene Schöpfung gegenüberzustellen wagen darf.

Der Elementarvorgang eines Denkens mittels der Sprache besteht darin, daß zu einem Sachverhalt (d. h. einem Erlebnis, einem Eindruck, einem tatsächlichen oder nur vorgestellten Vorgang oder Zustand) die passende Stelle innerhalb unserer geistigen Welt, d. h. eine verfügbare Allgemeinvorstellung gesucht und mit dem zu dieser gehörigen Wort bezeichnet wird, z. B. *Mama!*, *Kommen!*, *(Ein) Pferd!*, *Schön!*, dazu als Wunschvorstellung *Streicheln!* Wie sich zeigt, kann ein und dieselbe Situation mehrere Impulse, mehrere Eindrücke vermitteln, die nacheinander zu sprachlicher Kundgabe drängen und — zunächst ohne die Bindung durch eine zusammenhängende Gedankenkette — als Aufeinanderfolge von selbständigen Äußerungen vorgebracht werden, deren jede für sich

auf einem Urteil beruht (nämlich auf der Zuordnung zu einer sprachlich benannten Vorstellung). Nun kommt aber ein weiterer grundsätzlicher Fortschritt: Zwei in der angedeuteten Weise gepaarte Impressionen schließen sich für den Sprecher (wohl noch früher — entwicklungsgeschichtlich betrachtet — für einen Hörer) zu einer gedanklichen Kette zusammen, sie werden zu einer geistigen Einheit: *Pferd — schön, Mama — lieb*; zunächst in der lockeren Reihung, wie wir sie außer in der Kindersprache auch sonst gelegentlich finden (*Träume — Schäume, ein Mann ein Wort, Gesagt — getan*), dann in strafferer Fügung (*Der Morgen frisch, die Winde gut*, N. Lenau, *Der Sattel blutig, blutig die Mäh'n*, Th. Fontane; sekundär mit „Kopula“: *das Pferd ist schön, Träume sind Schäume*). Das bedeutet, daß von dem zur Äußerung Anlaß gebenden Sachverhalt zwei Momente gleichzeitig ins Bewußtsein treten und miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Wenn wir den ausgebildeten Satz nach seinem Zustandekommen beschreiben wollen, so können wir sagen: In einem „Satz“ wird durch Wortfügung eine sich in unserem Bewußtsein vollziehende Verknüpfung zweier oder mehrerer Vorstellungen zum Ausdruck gebracht, die aus der Menge der zu einem Sachverhalt gehörenden Momente zum Bewußtsein gekommen sind. An sich war das Erlebnis, das z. B. den Ausruch *Wauwau böß* hervorrief, einheitlich, das Brummen oder Schnappen des Hundes. Es trat nicht erst der Hund, dann das Brummen ins Bewußtsein. Vielmehr werden aus dem Komplex einer einheitlich erlebten Gesamtsituation bestimmte Glieder herausgegriffen und ihnen die entsprechenden Vorstellungen (Wortinhalte) unterlegt. Neben das wahrnehmende Erleben der Situation tritt das geistige und (weil mit Affekt verbunden) seelische Erlebnis der gedanklichen Verknüpfung von Vorstellungen.

Ein Satz ist somit ein Wortgefüge zum Ausdruck eines geistig-seelischen Erlebnisses, das aus der Verknüpfung mehrerer Einzelmomente eines Sachverhaltes besteht. Wurde eine solche Verbindung schon öfters vollzogen, denn braucht der sprachliche Ausdruck kein Satz im üblichen grammatischen Sinne mehr zu sein: *böser Wauwau, liebe Mama*. Während ein normaler Satz den Denkvorgang selbst, in seinem Ablauf, wiedergibt, liegt hier das fertige Denkresultat vor, dargestellt durch die

Verbindung von Substantiv und Attribut. Wenn wir auch solche Äußerungen als Sätze in weiterem Sinn anerkennen wollen, müssen wir das ebenso tun bei den eingliedrigen Ausrufen wie *Herrlich! Still!* oder den oft besprochenen Impersonalien (lat. *pluit*, griech. *hýei* „es regnet“). Denn auch hier wird ein geistig-seelisches Erlebnis zum Ausdruck gebracht, wenn auch die Verknüpfung mehrerer Teilmomente des Sachverhaltes nicht ausdrücklich vollzogen wird. Andererseits sind Äußerungen wie *O! Ach! Au!* keine Sätze, sondern bloß Begleitgebärden eines Gefühls. Denn Interjektionen bezeichnen im Gegensatz zum übrigen Wortschatz keine Vorstellungen; sie sind keine Wiedergabe des Erlebnisses, sondern eine Begleiterscheinung.

Sicher scheint, daß in ältester Zeit Nomen und Verbum sich keineswegs so scheiden ließen, wie wir dies jetzt empfinden. Man kann auch beim Kinde anfangs überhaupt keine Trennung der Redeteile feststellen, und in vielen Sprachen besteht noch heute kein deutlicher Unterschied. Sie haben als Vorgangsausdruck eine Form, die im Grunde nur eine Benennung des Vorgangs, des Handelnden oder des Betroffenen ist, also ein Nomen, ein „Name“; z. B. *dein Schlag auf mich, dein mich Schlagen* statt „du schlägst mich“, oder *du — sein Angreifer* = „du greifst ihn an“, *er — von mir gesehen* = „ich sehe ihn“. Das echte Verbum, wie wir es vor allem in den indogermanischen Sprachen finden, führt den Vorgang in seinem Ereigniswerden vor statt ihn bloß zu benennen, es ist „dynamisch“. Aber es gibt selbst bei uns Formen, die beiden Kategorien angehören, die etwas von dem „Dynamischen“ des Zeitworts in das Nomen hinüberführen, die Infinitive und Partizipien (*das Lieben, ein Liebender, die Geliebte*). Ganze Sätze können sogar substantiviert, d. h. zur Benennung gemacht werden, indem der Artikel vor die Wortfügung tritt: das *Vergißmeinicht*, ein *Rührmichnichtan*, der *Gottseibeius*, *Heinrich Jasomirgott* (nämlich: helfen möge), das *Tischleindeckdich*, ein *Behüt-dichgott*, der *Kehraus*, ein *Kiekindiewelt*, das *Stelldichein*, ein *Tunichtgut*, ein *Springinsfeld*, das *Jelängerjelier*, ein *Vademekum*, das *Faksimile*, das *Faktotum*. Auch die Vornamen *Traugott*, *Leberecht*, *Fürchtegott* und aus Übernamen erwachsene Familiennamen wie *Schlichtegroll* (= schlicht den Groll), *Suchenwirt* (=such den Wirt), *Schlagintweit* gehören hierher. Mit

am ältesten müssen Formen mit der Bedeutung von Nomina agentis (*Läufer, laufend*) und von Adjektiven sein, denn oft sind Personen und Dinge als tätige, sich verändernde Wesen oder aber nach einer Eigenschaft benannt (vgl. *Jäger: jagen, Wagen: bewegen, Fluß: fließen, Bohrer: bohren; Jüngling: jung, Gulden: golden, Otter* ursprünglich Adj. „im Wasser lebend“, *Bär* „der Braune“); daher das Vorwiegen von „Wurzeln“ mit verbaler oder adjektivischer Bedeutung in den etymologischen Wörterbüchern. Die vielen „verbalen“ Wurzeln weisen darauf, welche große Rolle von jeher und ganz natürlicherweise Begriffe spielten, die sich auf Vorgänge und Zustände bezogen. Aber auch sie waren einmal Nomina, d. h. „Namen“, Benennungen der Vorgänge. Nicht Nomen und Verbum sondern Substantiva und Eigenschaftswörter dürften als älteste Kategorien zu trennen sein. Aus dem Nomen scheint dann das Verbum sich erst langsam gebildet zu haben. Sicher ist dies im Indogermanischen und Semitischen der Fall gewesen. Auch die sogenannte Kopula (*ist, sind*) ist verhältnismäßig jung, in vielen Sprachen werden Substantiv und Adjektiv oder Partizip einfach unverbunden aneinandergereiht, und dies ist gewiß das Alte. Im Chinesischen sind Substantiv, Adjektiv, Verbum in der Form nicht unterschieden, nur der Gebrauch entscheidet über die Bedeutungsweise, und es kommt vor, daß dasselbe Wort mehrere dieser Funktionen vertreten kann (z. B. *gerade, Geradheit, richten*, vgl. im Deutschen: *blau*, das *Blau*, der Himmel *blaut*); welche gemeint ist, ergibt sich dann aus der Stellung im Satzgefüge. Auch im Indogermanischen endet unsere Formanalyse oft bei einem Stamm oder bei einer „Basis“, die nominalen und verbalen Bildungen gemeinsam zugrunde liegt, z. B. **bhere-* „Tragen“ und „tragen“. In anderen Sprachstämmen ist die Trennung in Nomen und Verbum erst recht nicht scharf durchzuführen. Der Numerus hat sich gleichfalls erst spät entwickelt. Daß ein Substantiv gegen Einzahl und Mehrzahl an sich indifferent ist, sieht man am deutlichsten an dem Vorderglied alter Komposita, wo der reine „Stamm“ benutzt wird, wie griech. *homo-pátōr*, altpers. *hama-pitar-*, aisl. *samfeðr* „von gleichem Vater“: *homo-* ist hinsichtlich des Numerus (und Kasus) unbezeichnet, und oft wird vom Sinne ein Plural an dieser Stelle verlangt: *auceps*, „*Vogelfänger*“ ist jemand, der „Vögel“, nicht „einen Vogel“ fängt. Die Kollektiva fassen eine

Mehrheit von Gegenständen oder Lebewesen zu einer Einheit zusammen und haben singularische Form: *Gebirge* sind mehrere Berge, und wenn der Singular bei uns gleichsam als die Grundform gilt, von der aus man einen Plural schafft, so kommt doch auch das Umgekehrte in indogermanischen Sprachen vor: z. B. cymr. *plu* „Federn“: sing. *pluen* „die Feder“, *blew* „Haare“: *blewyn* „ein Haar“. Außerdem können wir in vielen Fällen die Singularform gebrauchen, obwohl der Sinn pluralisch ist: *der Mensch denkt, Gott lenkt*.

Auch die Entwicklung der Zeitstufen ist so jung, daß wir die grammatische Kategorie „Tempus“ in den indogermanischen Sprachen noch teilweise vor unseren Augen sich entwickeln sehen. Ferner ist die Grenze zwischen Substantivum und Adjektivum durchaus fließend; als sich ein Artikel gebildet hatte, konnte mit seiner Hilfe jedes beliebige Adjektiv substantiviert werden. Wir stellen also den wichtigen Satz fest: alle uns geläufigen grammatischen Kategorien, wie Verbum, Substantiv, Adjektiv, Numerus, Genus, Tempus usw., sind Ergebnis historischer Entwicklung und nicht etwa logisch von vornherein gegeben; die Art ihrer Entstehung ist für jeden Sprachstamm verschieden. Unsere von den alten Griechen geschaffenen und daher auch nur für das Griechische wirklich passenden grammatischen Fachausdrücke stimmen in vielen Fällen nicht mehr zu den tatsächlichen Verhältnissen in den modernen Sprachen Europas; sie versagen völlig bei Sprachen nicht flektierenden Charakters. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, in ihnen so etwas wie ein — womöglich logisch begründetes — Normalschema „der“ Sprache sehen zu wollen.

7. Verwandtschaft der Sprachen nach Bau und Entwicklung

Die uns bekannten Sprachen lassen sich nach zweierlei Gesichtspunkten einteilen, nach der Ähnlichkeit des Baues oder der historischen Verwandtschaft. Nach der Art der Formenbildung pflegt man seit langem isolierende, agglutinierende (d. h. eigentlich „anleimende“) und flektierende Sprachen zu unterscheiden. Allein diese Dreiteilung reicht nicht aus für die tatsächliche Mannigfaltigkeit der Typen. Ein Schema, das wirklich allen Anforderungen gerecht würde, ist schwer zu

finden, jedenfalls hat sich noch keines endgültig durchgesetzt. Auf jeden Fall müssen wir die Sprachen nach den Mitteln einteilen, mit denen sie die Beziehung der Satzglieder zum Satzganzen ausdrücken. Dies geschieht z. B. im Chinesischen nur durch die Anordnung und Gruppierung der Wörter innerhalb des Satzes; ihre Beziehungen zueinander müssen aus der Reihenfolge und Gruppierung abgelesen werden. „Formen“ in unserem Sinne, d. h. Veränderungen am Wort zur Darstellung von Bestimmungen (wie Numerus, Tempus, Person) und Beziehungen (wie Subjekt, Objekt, Attribut), gibt es nicht; dafür ist die Satzstellung genau geregelt. Die Wörter sind alle einsilbig, die wenigen Ausnahmen erklären sich aus Zusammenrückung zweier Wörter, also einer Art Komposition. Irgend eine grammatische Analyse des Wortes ist nicht möglich, es gehört daher auch keiner Wortfamilie an. Nur in einem wesentlich anderen als dem sonst üblichen Sinn kann man es mit einer „Wurzel“ gleichsetzen. Hierher gehören ferner das Siamesische, Annamitische (Vietnam) und Birmanische. Es gibt nun aber auch Sprachen, die die Wörter in derselben Weise bloß nebeneinander stellen und zu Gruppen im Satz zusammenfassen, aber doch innerhalb des Wortschatzes eine gewisse Ordnung schaffen durch Ableitung, wie z. B. das Samoanische (*alofa* „Liebe, lieben“, *alofa-ina* „geliebt“, *fe-alofa-ni* „einander lieben“; *tofā* „schlafen“, *tofā-nga* „Schlafstätte, Bett“). Diese beiden Sprachtypen kann man „isolierend“ nennen und scheiden zwischen „wurzel-“ und „stammisolierend“ („Wurzel“ und „Stamm“ anders verstanden als in der Grammatik indogermanischer Sprachen).

Wenn wir nun aber weiter Umschau halten unter den Sprachen, die am Wort syntaktische Beziehungen ausdrücken, beginnen die Schwierigkeiten. Die Einteilung wird verschieden ausfallen, je nachdem welche Erscheinungen wir als die wesentlichsten ansehen und unserer Gliederung zugrunde legen. Bei den gebräuchlichsten Typologien bekommt der Gesichtspunkt der Art und Weise der Formenbildung den Vorrang vor dem Aufbau des Satzes (obwohl doch zwischen einer loseren und einer engeren Verbindung der Wortbestandteile keine scharfen Grenzen zu ziehen sind.) H. Güntert modifiziert diese Einteilung etwas und erhält folgendes Bild: In der einen Hauptgruppe von Sprachen treten an den

eigentlichen Wortkörper unveränderliche, kleine, nie selbständig erscheinende Lautgebilde, teils vorn, teils am Wortende oder in der Mitte; also entweder sorgen Präfixe, Suffixe oder Infixe für die Beziehung der Wörter aufeinander. Statt des mangelhaften Ausdruckes „agglutinierend“ möchte er etwa „konnektierende“ (d. h. die Satzglieder „zusammenfügende“) Sprachen vorschlagen. Die Art allerdings, wie diese „Zusammenfügung“ vor sich geht, ist im einzelnen sehr verschieden. Ein Teil sucht um ein Wort möglichst viele Anschauungen zu häufen; in solchen Sprachen bestehen die Sätze aus sehr wenigen, daher freilich recht inhaltreichen Einzelwörtern, die kettenartig allerlei Bildungssilben mitführen; ein Stamm saugt gleichsam möglichst viel Bedeutungsbeziehungen in sich auf. Hierher gehören das Grönländische und viele Indianersprachen, die man „einverleibend“ nennt, weiterhin das Baskische und das alte Sumerische. Andererseits wird in den Bantu-Sprachen der Satzzusammenhang durch besondere Präfixe erhalten; in lockerster Anfügung durch Bezugnahme auf Gegenstandskategorien, die stets wiederholt oder doch angedeutet werden, schreitet der Satz fort (s. o. S. 69). Ähnlich ist der Bau des sogenannten „Chattischen“, einer alten, in Kleinasien einst gesprochenen Sprache. Man könnte für diesen Typus den Ausdruck „agglutinierend“ beibehalten. Eine dritte Unterart des konnektierenden Sprachtypus arbeitet mit Suffixen, die in ihrer Gestaltung dem Stamme untergeordnet ist. Besonders bekannt ist die „Vokalharmonie“ der finnisch-ugrischen und der türkischen Sprachen, wo je nach dem Vokal des Stammes eine „dunkle“ oder „helle“ Endung gewählt wird (s. o. S. 43). Ähnliches kommt aber auch sonst vor, z. B. in einigen Dravidasprachen Vorderindiens. Besonders beachtenswert ist es sodann, daß sich die Vokalharmonie erst in recht junger Zeit entwickelte. Noch im ältesten ungarischen Sprachdenkmal, der Leichenrede des 12. Jahrhunderts, ist sie oft verletzt (z. B. *uruzag-bele* „in das Land“, jetzt *ország-ba*, *halal-nec* „dem Tod“, jetzt *halál-nak*). Die andere Hauptgruppe, die flektierenden Sprachen kann man einteilen in die stammflektierenden, wozu die indogermanische Familie gehört, in die wurzelflektierenden, die durch den semito-hamitischen Sprachstamm vertreten werden, und endlich in gruppenflektierende Sprachen, wo, wie im Georgischen, ganze Wortgruppen oder

gehäuften Wortelemente flektiert werden, z. B. *m-é-smi-s* eigentlich „mir-Ertönen-ist“, *g-é-smi-s* „dir-Ertönen-ist“ d. h. „ich höre, du hörst“. Güntert stellt also folgende Sprachtypen auf:

- I. Isolierende Sprachen:
 - a) wurzelisolierend,
 - b) stammisolierend.
- II. Konnektierende Sprachen:
 - a) unterordnend,
 - b) einverleibend,
 - c) anreihend (oder agglutinierend).
- III. Flektierende Sprachen:
 - a) wurzelflektierend,
 - b) stammflektierend,
 - c) gruppenflektierend.

Auf einen dieser acht Typen lassen sich wohl alle bis jetzt bekannten Sprachen zurückführen.

Wenn man statt des doch mehr äußerlichen Gesichtspunktes der Formenbildung vielmehr den Satzbau der Einteilung zugrunde legt, so kommt man zu einer wesentlich anderen Gliederung, die A. Scherer vorschlagen möchte. Es sind dann vier Haupttypen zu unterscheiden, deren charakteristische Beziehungsmittel jeweils durch solche aus den in der Einteilung vorangehenden Typen ergänzt zu denken sind. Die Einordnung der Satzglieder in das Satzganze erfolgt:

1. Nur durch Wortstellung und Gruppierung („gruppierende Sprachen“), z. B. malay. *rōti kāmī se-hāri-hāri | bāri-lah | akan kāmī | pada hāri ini* „Brot wir (unser) täglich | gib-doch | zu wir | an Tag dieser“; eine Unterteilung ist möglich nach der Art der Wortbildung:

a) Die Wörter stehen innerhalb des Wortschatzes isoliert: z. B. Chinesisch, Siamesisch; Buschmännisch,

b) Wortfamilien durch Ableitung: z. B. Malayisch, Samoanisch; das Ewe und die Mandesprachen im Westsudan,

c) systematische Klassifikation der Nomina: z. B. Hottentottisch (drei grammatische Genera mit den Endungen *-b*, *-s*, *-ī*);

2. durch Unterordnung unter ein satzbeherrschendes Wort, so im Türkischen unter den Vorgangsausdruck; was im Satz vorausgeht, ist jeweils die Bestimmung zum Darauffolgenden, zum Teil durch unterordnende Formen (Kasus des Substantivs,

Partizipien und adverbiale „Gerundien“ von Verben) kenntlich gemacht: *efendi-nin bir kuzu-su var mış* „Herrn-des ein Lamm-sein Vorhandensein gewesen“ (= der Herr hatte ein Lamm), *baba-m gel-méyin kardâş-ım git-di* „Vater-mein Kommen-wegen Bruder-mein Gehen-gewesen“ = da mein Vater kam, ging mein Bruder;

3. durch Einverleibung in den Vorgangsausdruck, und zwar

a) von pronominalen Objekten und Beziehungsandeutungen, z. B. georg. *m-é-smi-s* „mir-(für)mich-Ertönen-ist“, *v-á-t'ser* „ich-(für)jemand-schreibe“, *g-náxav* „(ich)-dich-sehe“; dazu tritt die Bildung verklammerter Gruppen durch Suffixwiederholung: *k'alak'-sa Samaritel-t'a-sa* „Stadt-zu Samaritaner-der-zu“ = in die Stadt der S.;

b) von Pronominalementen zum Hinweis auf die außerhalb stehenden Begriffswörter; so grönländ. *aRnāta KīmēK takuw-ā* (aus *-a-a*) „Frau-seiner Hund Erscheinung-dessen-deren“ = seine Frau sah den Hund; churrisch oder Mitanni (in Alt-vorderasien) *tiwe-na tan-uš-a-ššena* „die Worte (*-na* = Akk. pl.) erfüllt-hat-er-sie“; ähnlich im Sumerischen: „Kult Auge erdarauf-es-richtete“ = er richtete den Blick auf den Kult;

c) von Begriffswörtern (auf weitere wird durch einverleibte Pronominalemente verwiesen), z. B. aztek. *ni-c-tle-huātza in-nacatl* „ich-es-(am)Feuer-braten das-Fleisch“;

4. durch Beziehungselemente gleicher Funktion an sinngemäß korrespondierenden Satzgliedern:

a) aufbauend auf einer Klasseneinteilung der Substantivbegriffe: die Konkordanz zwischen möglichst lautgleichen oder ähnlichen Elementen, so besonders in den Bantusprachen, z. B. suaheli *wa-le wa-toto wa-zuri wa-wili wa* (= **wa-a*, Genetivpartikel mit Klassenzeichen *wa-*) *m-zungu wa-me-kudja, ni-me-wa-ona* „jene Kinder schönen zwei von Europäer sie-Perfekt-kommen, ich-Perf.-sie-sehen“; weniger ausgeprägt ist der Typus in nordkaukasischen Sprachen;

b) anknüpfend an den Besitz von grammatischen Genera, Kasus und Numeri sowie an die Personandeutung im Verbum: die Kongruenz zwischen grundsätzlich nur funktionsgleichen, in Sonderfällen auch lautgleichen Elementen, so besonders im Indogermanischen, z. B. lat. *ali-ud grav-e pericul-um nōs terre-t, Corinth-ī urb-is ill-ius opulentissim-ae* „jen-er reich-en Stadt K.“; weniger hervortretend im Semitischen.

Die grammatischen Kategorien sind bei dem letzten Typus (4b) viel weniger als bei allen anderen an bestimmte Lautformen geknüpft. Sie bestehen als „Ideen“ ziemlich unabhängig vom lautlichen Ausdruck. Daher finden wir als hervorstechende Merkmale (besonders im Indogermanischen): innere Veränderungen von Wurzel und Stamm (z. B. Ablaut und Umlaut: *singe, sang, sänge*), Verwischen der Grenzen zwischen Stamm und Endung, nach Stammklassen wechselnde Flexionsweise (lat. *lupus: lupī, rēx: rēgis, ille: illius*), Paradigmen aus verschiedenen Stämmen (*ich: mir, bin: ist: war*).

Die Grenzen zwischen den verschiedenen Typen sind nicht immer ganz scharf zu ziehen; denn die Sprachen sind dauernd in Umbildung begriffen. Für einen Chinesen ist *-tsě* zweifellos dem Gefühl nach ebenso „Suffix“, wie der Ausgang in dem nhd. Wort *Schön-heit*, der einst gleichfalls ein selbständiges Wort war (ahd. *heit*, got. *haidus* „Art und Weise“, s. o. S. 83). Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der isolierende Sprachtypus der altertümlichste ist, und daß sich über den Weg der Zusammenfügung allmählich die Flexion entwickelte. Da diese aber schließlich zerfällt, scheint das Endergebnis wieder dem isolierenden (gruppierenden) Typus nahezukommen, so daß wir hier einen wunderlichen Kreislauf vor uns hätten. Denn das Chinesische ist wohl eine ganz abgeschliffene Sprache (höchstwahrscheinlich ging die jetzige Einsilbigkeit der Wörter aus früherer Mehrsilbigkeit hervor), und seiner Bauart streben indogermanische Sprachen wie Englisch oder Neupersisch zu. Es wäre aber verfehlt, daraus Werturteile abzuleiten. Auch sonst ist es sehr gut möglich, daß eine Sprache im Verlauf ihrer Entwicklung ihren Typus wechselt, wie denn überhaupt eine solche Aufstellung von Grundformen des Sprachbaus nur der allgemeinen Orientierung dient. Das mit dem Chinesischen verwandte Tibetische hat sich fünf Kasusendungen durch Verblässen alter Partikeln geschaffen, eine Wendung wie franz. *il me l'a dit* „er hat es mir gesagt“ könnte leicht zu einer echten einverleibenden Satzfügung führen: man sieht, die Grenzen sind hier überall durchaus fließend.

Wenn wir bei Sprachen mit ähnlicher Bauart von „Verwandtschaft“ reden, so ist das nur ein bildlicher Ausdruck für

„Ähnlichkeit“. Anders bei der Sprachverwandschaft im engeren Sinn, der genetischen Verwandschaft, mit der wir aussagen wollen, daß eine Anzahl Sprachen durch allmähliches Auseinandergehen sich von einem gemeinsamen Muster entfernt haben. Die Entstehung selbständiger Sprachen durch schrittweise Differenzierung läßt sich in einigen Fällen geschichtlich verfolgen, so bei der Entwicklung der verschiedenen nordischen Sprachen aus dem ziemlich einheitlichen Urnordisch der ältesten Runendenkmäler und bei der Aufspaltung des Volkslateins in die romanischen Sprachen. An solchen Beispielen können wir beobachten, wie sich die ursprüngliche Einheit (die keineswegs eine vollkommene gewesen zu sein braucht) in der späteren Mannigfaltigkeit noch kundtut in einem gemeinsamen Grundstock von Stämmen, Wortbildungsmitteln, Formelementen, Kategorien, in regelmäßigen Lautentsprechungen und — am überzeugendsten — in einzelnen auffallend gleichläufigen „Unregelmäßigkeiten“ der Formen, die eine zufällige Übereinstimmung oder eine Entlehnung ausschließen (z. B. franz. *est: sont*, ital. *è: sono*, span. *es: son*, vgl. im entfernter verwandten Deutschen *ist: sind*, im Altindischen *āsti: sānti*; die Grundlage der romanischen Formen kennen wir als lat. *est: sunt*). So nehmen wir auf Grund ähnlicher Indizien für die Gesamtheit der indogermanischen Sprachen eine gemeinsame Urform in vorhistorischer Zeit an und entsprechend für Sprachgruppen wie die semitische und die finnisch-ugrische. Wenn es nicht gelungen ist, den einheitlichen Ursprung der menschlichen Sprache überhaupt nachzuweisen, so darf man immerhin nicht vergessen, daß er auch keineswegs widerlegt worden ist. Prinzipielle, aus dem Leben und Wesen der Sprache entnommene Einwände gibt es gegen diese Hypothese nicht.

Die genealogischen Verwandschaftsverhältnisse sind am wenigsten geklärt bei den Eingebornensprachen Amerikas, den Sprachen des Sudans und Nordaustraliens. In Amerika müssen wir vorläufig noch etwa 30 größere Sprachstämme, ebenso viele kleinere Gruppen und überdies ungefähr 45 ganz isolierte Sprachen unterscheiden; offenbar liegt es an dem Fehlen aus älterer Zeit bekannter Sprachstufen, daß es noch nicht gelang, weitere Zusammenhänge wissenschaftlich zu erweisen. Im äußersten Norden schließt sich die Gruppe der Eskimosprachen

an, von denen das Grönländische und das Labradorische erwähnenswert sind.

Unter den Negersprachen Afrikas bieten die Idiome des Sudans in ihrer großen Mannigfaltigkeit noch ungelöste Schwierigkeiten für die Klassifikation. Dagegen bildet in Zentral- und Südafrika der Bantu-Sprachstamm eine deutlich umrissene Einheit. Für sich stehen wieder die Sprachen der Buschmänner und der Hottentotten. Im Gebiet der ozeanischen Neger gehört der Großteil des australischen Kontinents einem einzigen Sprachstamm an, dagegen lassen sich unter den sehr zahlreichen Sprachen des Festlandnordrandes, Neuguineas und der benachbarten Inseln nur da und dort kleine Sprachgruppen finden, die meisten stehen für uns noch ganz isoliert da.

Dann ist der mächtige austronesische, früher malayo-polynesisch genannte Sprachstamm zu nennen, der sich von Madagaskar über Indonesien und Melanesien bis nach Polynesien ausdehnt. Ein Zusammenhang mit den „australasiatischen“ Sprachen in Hinter- und Vorderindien ist möglich. Es schließt sich der tibeto-chinesische Sprachstamm an, den man in eine tibeto-birmanische und eine thai-chinesische Gruppe einteilt. Zwei weit sich erstreckende Sprachstämme sind dann der altaische und der uralische. Die nach Gebirgen gewählten Namen geben annähernd das Ausbreitungszentrum der beiden Sprachgruppen an, die im Bau mancherlei Ähnlichkeit haben, ohne nachweislich verwandt zu sein. Unter den Turksprachen, die einen Zweig des Altaischen bilden, ist das Osmanisch-Türkische am bekanntesten. Sie werden vom Mittelländischen Meer bis an das Ufer der Lena in Sibirien gesprochen. Unsere Kenntnis ihrer Geschichte wurde gefördert durch die Auffindung und Entzifferung alttürkischer Inschriften aus dem 8. Jahrhundert südlich vom Baikalsee. Zu diesen Turksprachen gehören unter anderem noch das Jakutische in Nordostsibirien, das Altaische (im engeren Sinne), das um die Altai-Höhe gesprochen wird, das Kirgisische aus den Steppen am Kaspischen Meer und der Wolga, das Baschkirische im südlichen Ural, das Turkmenische östlich vom Kaspischen Meer und südlich vom Oxus. Zum Altaischen ist ferner das Mongolische mit seinen Unterabteilungen Kalmükisch, Burjätisch und Mongolisch (im engeren Sinn) sowie die Mandschu-Sprache mit dem nahe verwandten Tungusischen zu rechnen. Ob das

Japanische und Koreanische in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnis zum altaischen Sprachstamm stehen, wie das behauptet wurde, ist noch nicht geklärt.

Die uralischen Sprachen teilen wir in das Samojedische und die finnisch-ugrischen Sprachen ein. Während die von nur wenigen Menschen im Norden Westsibiriens gesprochenen samojedischen Mundarten nicht zu literarischen Zwecken benutzt wurden und daher weniger beachtet worden sind, haben eine Reihe der finnisch-ugrischen Sprachen zu einer bedeutenden Literatur Verwendung gefunden. So vor allem das Ungarische oder Magyarische, das Finnische und Estnische. Die sonst noch dazu gehörenden wichtigsten Mundarten zeigt folgende Übersicht:

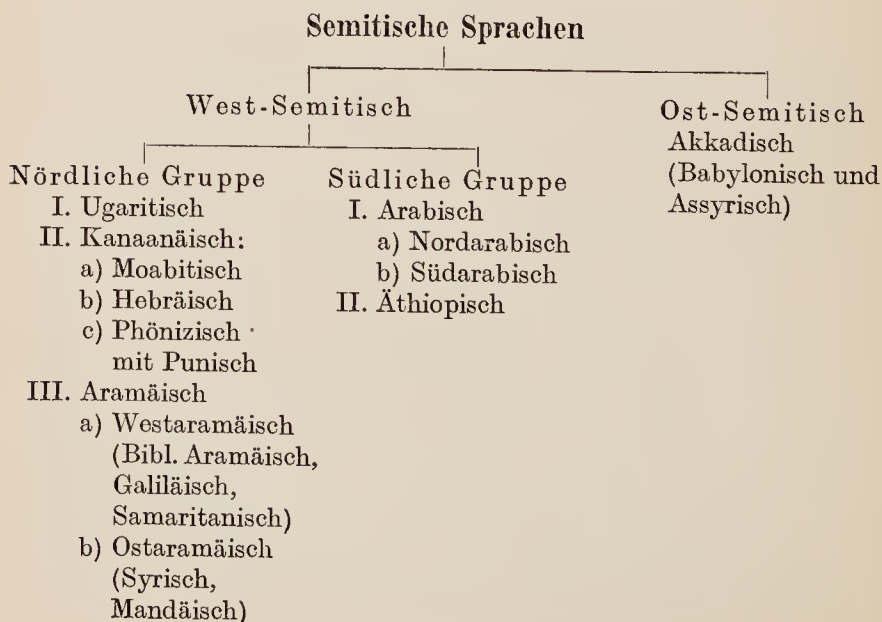
Finnisch-ugrisch

Finnischer Zweig:	Permischer Zweig:	Ugrischer Zweig:
1. Finnisch, Estnisch und Livisch	1. Syrjänisch	1. Ungarisch
2. Lappisch	2. Wotjakisch	2. Wogulisch
3. Mordwinisch		3. Ostjakisch
4. Tscheremissisch		

Wir müssen dann noch des dravidischen Sprachstamms in Vorderindien gedenken sowie der zahlreichen Kaukasussprachen. Unter den letzteren haben wir eine nördliche und eine südliche Gruppe zu unterscheiden, deren Verwandtschaftsverhältnis nicht feststeht. Hierher gehört einerseits z. B. das Tscherkessische, Lesgische, Kasikumükische, anderseits das Mingrelische und vor allem das Georgische. Bevor wir nun zur Behandlung der semitischen und indogermanischen Sprachen kommen, müssen noch einige Idiome genannt sein, deren Herkunft und verwandtschaftlicher Zusammenhang umstritten ist. So das Iberische im alten Spanien und das heutige Baskische. Eine Sprache, die der Wissenschaft viel Rätsel aufgibt, ist die des mächtigen alten Kulturvolks der Etrusker. Heute steht fest, daß das Etruskische keine indogermanische Sprache war. Auf seine Herkunft aus dem Osten deuten die inschriftlichen Reste einer verwandten Mundart, die sich auf der Insel Lemnos im Ägäischen Meer gefunden haben. Unter den kleinasiatischen Sprachen, die uns nur mangelhaft durch Inschriften

und Eigennamen greifbar werden, mögen Lydisch und Lykisch ein stark überfremdetes Indogermanisch darstellen. Durch Keilschriftfunde sind noch ältere vorderasiatische Sprachen bruchstückweise bekanntgeworden, wie Chattisch und Churisch (dies zusammenhängend mit dem einige Jahrhunderte später bezeugten Urartäischen in Armenien), die für uns ebenso isoliert dastehen wie das länger bekannte Sumerische in Südbabylonien und das Elamische in der Gegend der einstigen Stadt Susa. Für mehrere der hier genannten Sprachen, vom Iberischen bis zum Elamischen, hat man mit mehr oder weniger Recht Beziehungen zum Kaukasischen vermutet.

Bis gegen den Anfang des dritten Jahrtausends v. Chr. reichen die Hieroglyphentexte der Ägypter. Die nachchristliche Form des Ägyptischen, die heute noch als Kirchensprache benutzt wird, nennt man Koptisch, ein im Munde der Araber entstelltes Wort. Mit dem Ägyptischen vereinigen sich die Berberdialekte und die kuschitischen Sprachen, worunter das Somali an der Ostspitze Afrikas am bekanntesten ist, zur hamitischen Sprachfamilie, die ihrerseits unverkennbare Verwandtschaftsbeziehungen zu den semitischen Sprachen besitzt. Deren Verzweigung veranschaulicht folgende Übersicht:



Schließlich möge ein Überblick über die indogermanischen Sprachen, deren Verwandtschaft mit dem Semitischen trotz wiederholter Versuche vollkommen unbewiesen ist, zugleich die ältere Lage der einzelnen Glieder zueinander veranschaulichen:

Indogermanische Sprachen

Germanisch			
Baltisch			
Keltisch	Slavisch	Skythisch	Tocharisch
Venetisch	Illyrisch	Thrako-Phrygisch	
Italisch	Griechisch	Armenisch	
	Hethitisch	Iranisch	
			Indisch

Der Name „indogermanisch“ ist künstlich gebildet, indem man aus der ehemals gebräuchlichen Aufzählung der wichtigsten zugehörigen Sprachen die erste und die letzte zur Benennung benutzte; Klaproth hat ihn wahrscheinlich in seinem Werke *Asia Polyglotta* 1823 zuerst geprägt, wohl als Kürzung eines längeren Ausdrucks wie „Indisch-Medisch-Slavisch-Germanisch“, den er selbst 1810 einmal gebraucht hatte; damals war das Keltische noch nicht als indogermanische Sprache nachgewiesen. In Deutschland ist der Name aber so fest eingebürgert, daß wir ihn nicht mehr umändern sollten. Der Ausdruck „indoeuropäisch“, der im Ausland vielfach üblich ist, empfiehlt sich jedenfalls gar nicht; denn Indien und Europa sind keine Gegensätze, ferner werden sowohl in Indien als in Europa auch nichtindogermanische Idiome gesprochen. Außerhalb der Sprachwissenschaft wurde oft das Wort „arisch“ bevorzugt; es läßt sich aber nur erweisen, daß Inder und Iranier sich Arier genannt haben. Daher beschränkt man mit vollem Recht diesen Begriff auf die indo-iranische Völker- und Sprachgruppe, die sich durch engere kulturelle und sprachliche Beziehungen innerhalb des Ganzen abhebt.

Zwei selbständige indogermanische Sprachen sind uns erst in den letzten Jahrzehnten bekanntgeworden, das Tocharische und das Hethitische. In Chinesisch-Ostturkestan waren einzelne Bruchstücke von Handschriften zutage gekommen, und eine deutsche Expedition unter Grünwedel und Le Coq hatte einen geradezu beispiellosen Erfolg: in den Ruinen von Tempeln und Klöstern fand man eine große Menge von Texten

in bisher gar nicht oder wenig bekannten Sprachen. Zu unserem Erstaunen sehen wir daraus, daß Zentralasien im frühen Mittelalter von iranischen und anderen indogermanischen Stämmen durchzogen war. Welche Bedeutung das arische Element hier in alter Zeit besaß, kann man aus der Einzelheit entnehmen, daß wir auf einer dreisprachigen Steininschrift in der nördlichen Mongolei (Qara Balgassun) aus dem 9. Jahrhundert n. Chr. neben Chinesisch und Türkisch eine iranische Mundart, das Soghdische, vorfinden. Ein Ableger davon ist der heutige Yaghnōbī-Dialekt im Nordwesten des Pamir. Durch die Turfan-Expedition erfuhren wir noch von einer weiteren unbekannten iranischen Sprache, die man zunächst „Nordarisch“ nannte, aber dann als die der Saken erkannte; die meisten Texte fanden sich im Gebiet des alten Reiches Khotan, Reste eines abweichenden Dialektes bei Kaschgar. Noch bedeutsamer aber waren die Funde von Handschriften (aus dem 6. und 7. Jahrhundert n. Chr.) mit zwei engverwandten Sprachen, die sich keinem der bis dahin bekannten indogermanischen Zweige anschließen ließen. Man nannte sie behelfsweise Tocharisch A (gefunden im Gebiet von Turfan) und Tocharisch B (in Kutscha, also im Südwesten des Tarimbeckens).

Auch an einer anderen Stelle hat der Spaten deutscher Altertumsforscher dem hüllenden Boden schier märchenhafte Geistesschatze abgewonnen. Auf Veranlassung Hugo Winklers sind in den Jahren 1905/07 in Ruinenhügeln bei dem Dorf Bogazköy, im Inneren Kleinasiens, Grabungen vorgenommen worden, die zur Entdeckung eines Archives von etwa 10 000 Tontäfelchen mit Keilschriftzeichen geführt haben. Spätere Grabungen der Deutschen Orientgesellschaft brachten bis in die jüngste Zeit weiteres umfangreiches Material zutage. Die Tafeln enthalten mehrere Sprachen aus der Zeit um 1300 v. Chr. bis zurück in den Anfang des zweiten Jahrtausends. Damals war im östlichen Kleinasien das Chatti-Reich entstanden, das sogar die Großmächte Babylonien und Ägypten als gleichberechtigt ansahen. Für die wichtigste der Sprachen, die offenbar der Herrschicht des Reiches angehörte, setzte sich der Name Hethitisch durch, nach der biblischen Namensform Hethiter. Noch zwei andere, freilich nur dürftig belegte Sprachen dieser Tafeln, das Luwische und das Paläische, haben sich ebenfalls als indogermanisch herausgestellt und bilden

mit dem Hethitischen zusammen eine Gruppe, zu der nun nach der geglückten Entzifferung der hethitischen Hieroglypheninschriften noch ein weiterer Verwandter, das „Hieroglyphenhethitische“ gekommen ist.

Ein ganz gedrängter Überblick über die durch noch lebende Sprachen vertretenen Zweige des indogermanischen Sprachstamms möge unseren Bericht über die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen der Erde abschließen:

1. Das Indische, dessen alte Form man „Sanskrit“ nennt, hat sich in eine ganze Reihe von selbständigen Sprachen gespalten, die von fast 300 Millionen Menschen gesprochen werden. Interessant ist, daß auch die Zigeuneridiome aus Indien stammen, und zwar sind die heute im Hindukusch gesprochenen Mundarten unmittelbare Verwandte des freilich von vielen Lehnwörtern durchsetzten Zigeunerischen.

2. Das Iranische, in alter Zeit durch das Avestische der heiligen Bücher der Parsen, das Altpersische der Achämenideninschriften und das wenig bekannte Medische und Skythische vertreten, weist heute eine große Verzweigung auf: Neupersisch und Kurdisch, kaspische und zentrale Dialekte, Balutschisch, Afghanisch, Pamirdialekte; dazu noch im Kaukasus das Ossetische.

3. Das Armenische kennen wir erst seit dem 5. Jahrhundert n. Chr.; die alte Form wird noch als Kirchensprache gebraucht, die heutigen Mundarten haben sich natürlich weit von dieser Grundlage entfernt.

4. Das Griechische tritt uns zunächst in einer großen Zahl von Dialekten entgegen, die dann in hellenistischer Zeit in einer Gemeinsprache, der *Koiné*, aufgingen. Auf dieser Gemeinsprache beruht das Neugriechische.

5. Das Albanische ist erst seit dem 17. Jahrhundert bekannt und durch zahlreiche Entlehnungen stark zersetzt. Es steht nicht fest, ob das Illyrische des Altertums seine einzige Grundlage ist.

6. Der italische Zweig setzte sich hauptsächlich aus dem Lateinischen, das von der Stadt Rom ausging, und den oskisch-umbrischen Mundarten zusammen; auf der volkstümlichen Form der Sprache des römischen Reiches, dem sogenannten Vulgärlatein, beruhen die romanischen Sprachen: das Rumänische, Italienische mit dem stark abweichenden

Sardischen, das Rätoromanische (oder Ladinische) in Graubünden, Tirol und Friaul, das Französische, Provenzalische, Katalanische, Spanische und Portugiesische.

7. Das Keltische zerfällt in das Irische und Schottische einerseits, in das Kymrische in Wales und das Bretonische in der westlichen Bretagne andererseits. Seit mehr als einem Jahrhundert ist das Kornische ausgestorben, die keltische Mundart von Cornwall. Vom alten Gallischen, Galatischen (in Kleinasien) und Keltiberischen (auf der Pyrenäenhalbinsel) sind uns nur kärgliche Reste erhalten.

8. Zu den germanischen Sprachen gehören das Deutsche, Niederländische, Englische, Norwegisch-Dänische, Schwedische, Isländische.

9. Das Baltische zergliedert sich in das Litauische, Lettische und das im 17. Jahrhundert ausgestorbene Altpreußische.

10. Die slavischen Sprachen teilt man in eine westliche, südliche und östliche Gruppe ein; zu jener gehören das Tschechische, Polnische und Sorbische oder Wendische sowie das ausgestorbene Elbslavische (Polabische); der südlichen Gruppe sind das Bulgarische, Serbokroatische und Slovenische zuzuordnen; die östliche besteht aus Großrussisch, Ukrainisch und Weißrussisch.

8. Beeinflussung durch andere Sprachen

Wir haben bisher die Sprachen gleichsam für sich in ihrem natürlichen, organischen Wachstum beobachtet. Aber zu den altererbten Wörtern, die von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden und die sich durch Suffixbildung (Ableitung) und Zusammensetzung ständig vermehren, kommt noch zusätzlicher Sprachstoff durch die Beeinflussung von seiten fremder, verwandter oder nicht verwandter Sprachen. Schon in den ältesten Zeiten lassen sich Entlehnungen nachweisen. Der Verkehr zwischen den Völkern, die Berührungen mit den Nachbarn hinterlassen stets Spuren in der Sprache. Wenn ein Volk aus der Sprache eines anderen viele Lehnwörter übernommen hat, ist dies ein deutlicher Beweis für die mindestens zeitweilige kulturelle oder politische Überlegenheit des gebenden Teiles. So können wir besonders viel iranische Lehnwörter im Armenischen, lateinische im Albanischen, persische und arabische

im Türkischen, germanische im Finnischen, französische im Deutschen, indische im Malayischen nachweisen, als notwendige Folge einer Kulturbeeinflussung.

Gerade an den Lehnwörtern, die oft von Volk zu Volk weiter wandern, kann man den Strom der Zivilisation verfolgen. Die vielen neuen Einflüsse, welche die Anwesenheit der Römer im Südwesten Deutschlands auf die Germanen ausübte, zeigen sich in ganzen Bedeutungsfeldern, so im Bereich der Bewaffnung, des Steinbaues, der Obstkultur. Aus den lateinischen Wörtern, die damals in unsere Sprache eindrangen, läßt sich ein ganzes Kulturbild zusammensetzen. Einige Beispiele (aus der Zeit vom 1.—5. Jahrhundert n. Chr.) mögen diese außerordentliche Bedeutung der Lehnwörter für die allgemeine Kulturgeschichte veranschaulichen. Von den Waffen der Legionssoldaten erregte der Wurfspieß mit Eisenspitze das größte Interesse der Deutschen, das *pīlum*; dieses Wort, ahd. *pfil*, heute *Pfeil*, verdrängte die einheimischen Bezeichnungen für den Pfeil (ohne Eisenspitze), aber das Geschlecht änderte sich nach Wörtern wie *Speer* und *Spieß*. Mit Grauen sah man ein schlangenähnliches Gebilde auf einer Stange seinen Rachen aufsperrn und im Winde den Leib zuckend aufblähen und sich winden: die Hilfskohorten hatten nämlich als Feldzeichen einen *dracō* aus bemaltem Seidenzeug. So übernahm man das Wort *trahho*, *Drache*, obwohl heimische Ausdrücke wie *Wurm*, *Lind(wurm)* vorhanden waren (vgl. noch die jüngere Entlehnung *Dragoner*). Auch die festen Lagerplätze mit ihren *Wällen* (*vallum*) wurden angestaunt, und der *campus*, der Exerzierplatz, wo die Fechtübungen und Kampfspiele stattfanden, ergab das Wort für das Kampfspiel (ahd. *champf*, mhd. *kampf* „Zweikampf, Kampfspiel“), durch das altererbte Wörter wie *hadu*, *hiltia*, *gund*, *wig* „Kampf“ schließlich völlig verdrängt wurden; nur in Eigennamen, zu bedeutungslosen Gebilden erstarrt, kennen wir heute noch diese alten Wörter: *Hildegund*, *Hartwig*. Nach rückwärts wurde das Kastell durch eine *Straße* (dies allerdings erst im 5. Jahrhundert entlehnt aus spätlat. *via strāta*) mit anderen Lagern verbunden und alle tausend (lat. *mille*, plur. *mīlia*) Schritt ein *Meilenstein* errichtet. Nun kamen Marketender und *Kaufleute* (lat. *caupō* „Schenkwirt“, *caupōnārī* „Schacher treiben“, vgl. alt-sächs. *mangōn* „handeln“ aus lat. *mangō* „Skлавenhändler“)

mit ihren *Körben* (*corbis*), *Säcken* (*saccus*) und *Kisten* (*cista*) ins Land; in seinem *Säckel* (erst in ahd. Zeit entlehnt aus *sacculus*) hat er römische *Münzen* (*monēta*), auch führt er Gewichte aus *Kupfer* (*cuprum*) bei sich, um nach *Pfunden* (*pondō* „an Gewicht“) *kaufen* und *verkaufen* zu können. Bald entstehen am Grenzwall neue Bauten, aber die *Mauern* (*mūrus*) werden nicht aus Holz, wie beim germanischen Blockhaus, sondern aus Steinen errichtet und mit *Kalk* (*calx*) bestrichen. Schöne *Fenster* (*fenestra*) lassen Licht in das Innere einfluten. Nicht mit Holzbrettern, Stroh oder Schindeln, sondern mit *Ziegeln* (*tēgula*) wird das Dach gedeckt, dessen Balken auf *Pfeilern* (vulgärlat. **pīlāre*) ruhen. Das Haus wird in *Kammern* (*camera*) eingeteilt, im *Speicher* (spätlat. *spicārium*) liegen die Vorräte an Frucht, im *Keller* (*cellārium*) der *Wein* (*vīnum*). Bald versuchen die neuen Ansiedler auch im Norden an sonnigen Abhängen die Rebe anzubauen, und der Versuch gelingt. Staunend sieht der Germane den fremden Mann bei der Wein-ernte hantieren und lernt Dinge und Werkzeuge kennen, von deren Bestehen er keine Ahnung gehabt hatte: die Trauben werden *gekeltert* (*calcātūra* „Kelter“ zu *calcāre* „mit der Ferse treten“), der Saft wird mittels eines *Trichters* (*trāiectōrium*) in *Kübel* (vgl. mittellat. *cūpellus*, -a) und *Kufen* (vulgärlat. **cōpa* für *cūpa*) gefüllt. In *Kelchen* (*calix*) trinkt man dann das köstliche Naß, wobei man nicht immer *sauber*, d. h. ursprünglich „nüchtern“ (*sōbrius*) bleibt. Hochinteressant ist auch, wie diese Römer die Speisen zubereiten: in der *Küche* (*coquīna*, seit dem 4. Jahrhundert belegt) mit den *Pfannen* (*patina*, vulgärlat. *panna*), *Kesseln* (*catillus*) und *Schüsseln* (*scutella* „Trinkschale“) werden die Speisen eigenartig gewürzt mit *Pfeffer* (*piper*), *Senf* (*sināpis*), *Kümmel* (dissimiliert aus lat. *cumīnum*) und *Lorbeer* (*laurus*), mit *Fenchel* (aus **feniculum* für *fēniculum*), *Minze* (*menta*) und *Kerbel* (*caerefolium*). Abends lodern *Fackeln* (aus *facla* für *facula*). Auf dem Rhein sieht man die Ankömmlinge in neuartigen Schiffen (schweiz. *Naue* = lat. *nāvis*) mit Rudern (niederrhein. *Riemen* aus *rēmus*) und *Ankern* (*ancora*) fahren. Der Lachs wird jetzt auch mit dem fremden Namen *Salm* (lat. *salmō*) genannt. Längst kannten die Germanen Handmühlen (ahd. *quirn*); jetzt aber lernten sie große Wassermaschinen kennen und nannten sie mit römischem Wort *Mühlen* (spätlat. *molīna*, 4. Jahrhundert). Käse

war seit ältester Zeit eine Hauptnahrung der alten Deutschen gewesen; wenn unser Wort *Käse* aber trotzdem lateinische Entlehnung ist (*cāseus*), so erklärt sich dies daraus, daß sie jetzt erst (spätestens im 5. Jahrhundert) eine feinere Herstellungsweise erlernten.

In ähnlicher Weise ließen sich viele Lehnwörter nicht nur zeitlich, sondern auch nach größeren Bedeutungsgruppen einordnen: die Berührung mit Nachbarvölkern hat den Austausch von Sprachgut zur Folge. Sind die Entlehnungen wirklich volkstümlich, dann werden sie in der neuen Umgebung bald so heimisch, daß sie in Betonung, Lautform und Flexion sich dieser angleichen, und bald weiß nur noch der Gelehrte, daß es sich um zugewanderte Eindringlinge handelt. Oder wem fällt es auf, daß *matt* persisch, *Tisch* griechisch-lateinisch, *Meister* lateinisch, *Zucker* seiner Herkunft nach indisch, *Peitsche* slavisch ist und *Hängematte*, *Mais* indianisch (wie auch der weniger eingedeutschte *Tabak* und die *Schokolade*)? Solchen völlig eingebürgerten Entlehnungen, die man in der Schule im Gegensatz zu den „Fremdwörtern“ „Lehnwörter“ zu nennen pflegt, kann unmöglich das Gastrecht verweigert werden. Sie sind mit dem alten Sprachgut zusammengeschmolzen. Eine feste Grenze zwischen Lehn- und Fremdwort gibt es nicht, und man kann darauf hinweisen, daß jedes „Lehnwort“ einmal „Fremdwort“ gewesen ist. Jedenfalls ist Entlehnung ein Vorgang, der seit den ältesten Zeiten bis heute im Sprachleben eine große Wichtigkeit hat. Der Wunsch, alle Fremdwörter aus dem Deutschen zu entfernen, ist den Bedürfnissen der Fachsprachen und den Ansprüchen der Mode gegenüber leider nicht zu verwirklichen. Doch fordert der Gebrauch allzu zahlreicher Fremdwörter auf Kosten der Muttersprache berechtigten Kampf heraus. Wie man seine Sprache leidlich rein erhalten kann, zeigen Beispiele wie das Ungarische und Tschechische.

Ein Lehnwort ist oft von einem urverwandten durch andere Lautentsprechungen zu unterscheiden. Es steht innerhalb des Sprachschatzes isoliert da, soweit sich nicht Ableitungen daran angeschlossen haben. Es fügt sich nicht den Gesetzen der einheimischen Wortbildung. Akzent und Lautbestand verraten oft den Fremdling.

Eine besondere Abart sind die Wanderwörter wie z. B. *Sack*, die von Volk zu Volk, von Sprache zu Sprache sich

verbreitet haben. Wenn bei der Vergleichung anklingender Wörter verschiedener Sprachen keine einheitliche Grundform erschließbar ist, liegt oft der Verdacht nahe, daß es sich um ein solches Wanderwort handelt, das in jeder Sprache anders umgeformt, anders eingekleidet worden ist.

Es kann ferner geschehen, daß ein Wort aus einer fremden Sprache nicht in seiner fremden Gestalt übernommen, sondern mit den Mitteln der eigenen Sprache wiedergegeben, „übersetzt“ wird, ein Weg, der oft auch nachträglich noch zur Ausschaltung des Fremdwortes beschritten worden ist. Man pflegt hier von „Lehnübersetzungen“ zu sprechen, wie z. B. *Gevatter* nach lat. *com-pater*, *Gewissen*, schwed. *samvete* aus lat. *con-scientia* und dies wieder aus griech. *syn-eidēsis*, *barmherzig*, got. *armahairts* nach lat. *miseri-cors*, *einfältig* nach lat. *simplex*, *Bruchzahl* nach lat. *numerus fractus*, *Fürwort* nach lat. *prōnōmen*, *Gemeinplatz* nach lat. *locus communis*, *Durchlaucht* oder *Erlaucht* nach lat. *illūstris*, *Gegend* nach ital. *contrada*, franz. *contrée*, eigentlich „was sich einem zukehrt“, *Vatermörder* „großer Kragen“ nach franz. *parasite*, das scherzhaft als *parricide* aufgefaßt worden war, *Zwieback* nach franz. *biscuit*, *Halbwelt* für franz. *demi-monde*, *Blaustrumpf*, dän. *blaastrømpe* für engl. *blue-stocking*, *Hinterwäldler* nach amerik. *backwoodsman*, *Jungfernnrede*, dän. *jomfrutale* aus engl. *maidenspeech*, *Honigmond*, engl. *honey-moon* nach franz. *lune* oder *mois du miel*, *Wolkenkratzer* nach engl. *sky-scraper* usw. Auf ähnliche Weise kann ein schon bestehendes Wort durch den Einfluß einer anderen Sprache eine neue Bedeutung, „Lehnbedeutung“ bekommen, z. B. zu *diesem Ende* nach lat. *finis*, das neben „Ende“ auch „Zweck“ heißen kann.

Bemerkenswert sind Wörter, die in eine Fremdsprache entlehnt wurden und dann wieder in der fremden Aufmachung in der Heimat Aufnahme finden, die sogenannten „Rückentlehnungen“ wie *Loge*, das aus ahd. *louba* „Schutzdach, Laube“ in romanischem Munde (vgl. ital. *loggia*, franz. *loge*) entstanden war, oder *Gage*, das letzten Endes zu got. *wadi* n. „Handgeld, Pfand“ gehört; vgl. noch *garnieren* aus franz. *garnir* „versehen, ausrüsten“, entlehntem german. **warnjan* „Sorge tragen“ (ähnlich ahd. *warnōn* „sich hüten, warnen“), *markieren* nach franz. *marquer*, dies aber aus ahd. *markōn* „merken“, *Fresko* nach dem ital. *fresco*, das aus deutsch *frisch*

stammt, *Email* aus franz. *email* (ital. *smalto*) zu ahd. *smelzan* „schmelzen“, *smalz* „Schmalz“. Deutschen Ursprungs, aber aus dem französischen Lehnwort rückentlehnt sind ferner z. B. *Baron* (ahd. *baro* „Mann“), *Balkon* (zu ahd. *balcho* „Balken“), *Ballon* (zu *bal* „Ball“), *Grimasse* (zu ags. *grīma* „Maske“, vgl. *Kriemhild*).

Durch nachhaltige Einwirkungen einer fremden Sprache kann eine weitgehende Übereinstimmung im Wortschatz, in der Phraseologie, der Syntax und im Satzbau entstehen, die letzten Endes auf dem Einfluß der Kultur des anderen Volkes beruht. Man spricht deshalb neben der genetischen von einer kulturellen Sprachverwandtschaft. So sind die europäischen Sprachen alle kulturverwandt: zwischen Deutsch, Ungarisch, Französisch und Englisch waltet in diesem Sinne eine engere Verwandtschaft als zwischen Neuhochdeutsch und Althochdeutsch. Alle Balkansprachen sind kulturell nahe verwandt, mögen sie auch, wie Rumänisch, Bulgarisch, Serbisch, Albanisch und Griechisch ihrer Herkunft nach noch so verschieden sein. Namentlich in Syntax und Stilistik äußert sich dieser nahe Zusammenhang. Arabisch, Türkisch und Persisch sind drei verschiedenen Sprachstämmen zuzuteilen. Und doch besteht eine enge kulturelle Verwandtschaft unter ihnen, die durch die Herrschaft des Islams erklärt wird. Ähnliches ließe sich für das Chinesische und Japanische darlegen. Das noch nicht lange entdeckte Khotansakische ist offensichtlich eine iranische Sprache, trägt aber den Stempel des indischen Kultureinflusses. Zu Unrecht wollte man früher das Griechische und das Lateinische innerhalb der indogermanischen Sprachen einander nähern und redete wohl von einer „gräkoitalischen“ Ureinheit. Das war ein Irrtum; wohl aber werden wir mit der Annahme enger kultureller Verwandtschaft das eigenartige Verhältnis dieser Sprachen zueinander richtig bezeichnen, eine Zusammengehörigkeit, die der Begriff der Antike sofort verständlich macht.

Ein hochbedeutsames Moment für die Sprachentwicklung stellt schließlich die Sprachübernahme dar, die in der Regel mit einer Völkermischung verbunden ist. Der deutsch redende Slave, der italienisch sprechende Deutsche ist sofort an der fremden Artikulation, an seinem „fremden Akzent“ kenntlich, d. h. er spricht auch die fremden Worte mit der heimischen

Mundstellung und der gewohnten Bewegung der Sprachorgane. Man entsinne sich an den Skythen in Aristophanes' Thesmophoriazusen, der keine Aspiraten sprechen kann, oder an Sir Hugh Evans in Shakespeares „Lustigen Weibern von Windsor“, der, aus Wales stammend, die stimmhaften Laute nicht richtig herausbringt (*petter, goot, fery* statt *better, good, very*). Gerät also durch politische Verhältnisse ein Volk in die Abhängigkeit eines anderen und wird genötigt, die Sprache der Sieger zu erlernen, dann sind Abweichungen in der Aussprache unvermeidlich (vgl. o. S. 43 f.). Wie weit sie wieder ausgeschieden werden, hängt wohl hauptsächlich davon ab, daß die nachwachsende, noch umbildungsfähigere Generation durch den Umgang mit den Fremden zur „richtigen“ Aussprache angehalten wird. Mehr als die Aussprache wird jedenfalls der Formenschatz der übernommenen Sprache betroffen, zumal wenn er viele Unregelmäßigkeiten aufweist und dadurch schwer erlernbar ist. Oft wird schließlich die Sprechweise der Besiegten zur herrschenden und bestimmt den ganzen weiteren Verlauf der Sprachentwicklung, da Vermischungen der einst feindlichen Völker unausbleiblich sind und die einheimische unterworfenen Bevölkerung gegenüber neuen Eindringlingen meist an Zahl überlegen ist.

In besonders hohem Maße war dieses Moment gerade bei unseren indogermanischen Sprachen bedeutsam. Denn soweit unser Blick im Halbdunkel der frühesten Geschichte überhaupt noch etwas erkennen kann, finden wir die alten indogermanischen Völker in Bewegung, fast alle sind sie in der Wanderung begriffen. Die Tatsache, daß von allen indogermanischen Sprachen das Litauische heute am meisten Altertümliches bewahrt hat, vermag ich mir nur daraus zu erklären, daß die Litauer sich wenig mit anderssprechenden Völkern vermischt haben und von den mächtigen Kulturzentren des Südens stets abgeschlossen waren. Für die Frage nach dem Ausgangsort der indogermanischen Völkerwanderungen ist dieser Gesichtspunkt von ziemlicher Bedeutung. Dem widerspricht nicht die Beobachtung, daß die Sprachentwicklung ausgewanderter Volksteile sehr konservativ zu verlaufen pflegt. Das Kanadische, der Dialekt der in Kanada angesiedelten Franzosen, ist z. B. um hundert Jahre altertümlicher als das Französische. Allein hier handelt es sich um Sprachinseln: solange sich

die Auswanderer nicht vermischen und ihre angestammten Sitten und Lebensgewohnheiten treu beibehalten, werden sie auch als kostbares Erinnerungsstück an ihre Heimat die alte Sprache bewahren und gerade besonders pflegen; anderseits erreichen sie wegen der räumlichen Trennung von der Heimat die dort sich verbreitenden Neuerungen nicht. Den Indogermanen, und vorwiegend unter ihnen den Germanen, fehlte das zähe Sichbehaupten in anderer Umgebung. Die Sprache der Goten in Italien und Spanien, die der Normannen in Frankreich und Sizilien ist erloschen, weil die Germanen sich zu schnell vor fremder Sitte und vor andersartiger Kultur beugten. Das Wandervolk der Indogermanen kam nun noch in Berührung mit höheren Kulturen, zu denen sich die einzelnen Stämme verschieden verhalten haben. Die Eigenart der einzelnen indogermanischen Sprachen, ihre gegenseitigen Unterschiede und Abweichungen lassen sich nur verstehen als das Ergebnis verschiedenartiger Einwirkungen anderer, nichtindogermanischer Idiome. Die Auseinandersetzung mit den einheimischen Sprachen der Länder, die indogermanische Stämme bei ihrer ersten Ausbreitung und weiterhin bis zu ihrer endgültigen Niederlassung besetzten, erklärt zum größten Teil das verschiedene Aussehen ihrer Sprachen. Der Möglichkeiten und Abstufungen gibt es da viele: hier siegt die mitgebrachte Sprache fast ganz, und nur fremde Wörter werden aufgenommen, dort wird ihr indogermanischer Formenbau zersetzt; da tritt eine völlige Artikulationsänderung und Betonungsverschiebung ein, anderswo bleibt nur noch der flektierende Bau der Grammatik, während der Wortschatz überfremdet ist. Für diese Vorgänge lassen sich teilweise noch bündige Beweise erbringen: niemand bezweifelt, daß die Eigenart des Armenischen auf starken Einwirkungen von Kaukasussprachen beruht oder daß die Inder ihre neuen kakuminalen (oder „zerebralen“) Konsonanten von stammesfremden Völkern Vorderindiens übernommen haben. Wie eine Sprache sich kaum der übermächtigen Einflüsse ihrer Nachbarn erwehren kann, zeigt besonders gut das Albanische mit seinen das alte Erbe überwuchernden Entlehnungen verschiedenster Herkunft. Auch die neu aufgetauchten indogermanischen Sprachen, das Tocharische und Hethitische, bieten interessante Beispiele von Überfremdung.

In der germanischen Lautverschiebung hat man ebenfalls die Wirkung einer Sprachmischung sehen wollen, weil bei der Übernahme griechischer Namen ins Etruskische und germanischer Wörter ins Finnische ein teilweise ähnlicher Wechsel in der Artikulationsart der Verschlußlaute vorkommt; doch sind solche Verschiebungen aus so vielen Sprachen in und außerhalb Europas bekanntgeworden, daß man nicht in den Sprechgewohnheiten einer bestimmten vorindogermanischen Sprachschicht eine gemeinsame Ursache dafür suchen darf.

9. Umbildung zur Schriftsprache

Eine besondere Art von Sprachmischung vollzieht sich in jeder Schriftsprache. Für ihr Verständnis müssen wir in erster Linie die Auswirkungen der schriftlichen Fixierung in Betracht ziehen. Sobald man eine Sprache schriftlich aufzeichnet, bildet sich eine bestimmte Schreibgewohnheit heraus. Gewiß kann dabei anfangs nichts anderes als möglichste Übereinstimmung zwischen geschriebenem und gesprochenem Wort erstrebt worden sein. Im Lauf der Zeit aber ändert sich die Aussprache durch Lautwandel, die Schreibweise jedoch hat sich so eingebürgert, daß sie den Neuerungen nicht Rechnung trägt, und so entsteht allmählich ein stetig noch wachsender Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Rede. Man kann nicht mehr einfach schreiben, wie man spricht, sondern man muß die überlieferten Wortbilder gedächtnismäßig erlernen und, um die schlimmsten Unstimmigkeiten zu beseitigen, willkürliche Regeln aufstellen. Das zweifelhafte Wissen der „Rechtschreibung“ oder Orthographie entsteht. Während wir Deutsche den Änderungen der Aussprache wenigstens im großen und ganzen noch Beachtung geschenkt haben, beharrten die Engländer, zäh und konservativ, wie sie nun einmal sind, im wesentlichen bei einer vor Jahrhunderten festgelegten Schreibweise. Dadurch entstand jener wunderliche Gegensatz zwischen Schreibung und Aussprache, jene Vieldeutigkeit der Lautzeichen, die es nicht gestattet, aus dem Schriftbild mit Sicherheit auf die Aussprache zu schließen. Beträchtlich ist die Kluft zwischen Schrift und Lautwert auch im Neuirischen, wo man z. B. *domhan* „Welt“ als *dauen*, *aighneann* „Efeu“ als *einān*, *sóightheach* „Gefäß“ als *sēch* aus-

spricht. Auch bei uns wird viel Unnützes und nur historisch Verständliches in der Rechtschreibung mitgeschleppt; für denselben Laut haben wir zwei Buchstaben (*f* und *v* in *Feder*, *Vetter*), für verschiedene Laute dasselbe Zeichen (*ch* in *ich* und *ach*, *s* in *Sonne* und *Stock*). Die Dehnungs-*e* und -*h* (*lieb*, *zehn*) sind zu neuem Zweck verwandte historische Schreibungen (mhd. *liep*, *zēhen*), die zahlreiche Analogieschreibarten zur Folge hatten.

Es ist nun bedeutsam, daß das Schriftbild gelegentlich zur Norm für die Aussprache wird und daß die Bindung an die Schreibgewohnheit die natürliche Entwicklung sehr hemmt und verlangsamt. Dazu kommt, daß die Schriftsprache überhaupt etwas Künstliches, Gemachtes ist und nur durch bewußte Eingriffe von seiten einzelner Persönlichkeiten oder der Obrigkeit weitergebildet wird. Nicht an ihr vollzieht sich die natürliche Entwicklung, wie wir sie in den Grundzügen beschrieben haben, sondern an den Mundarten und, wo diese durch eine Gemeinsprache zurückgedrängt sind, an der Umgangssprache des täglichen Lebens.

Eine jede Gemeinsprache pflegt auf einer bestimmten Mundart zu beruhen, die aus irgendwelchen historischen oder kulturellen Gründen das Übergewicht über die ihr zunächst gleichgeordneten Nachbardialekte einer Spracheinheit erlangt hat. Ebenso ergibt sich eine gemeinsame Schriftsprache aus der allgemeinen Anerkennung einer zunächst nur regionalen Form. Im alten Griechenland war es der attische Dialekt wegen der kulturellen und literarischen Vormachtstellung Athens, auf den sich die hellenistische Gemeinsprache, die *Koiné*, hauptsächlich gründete. Der Lokaldialekt von Rom war nach der Ausbreitung des Römerreichs in Italien die Grundlage der lateinischen Schriftsprache; die ebenfalls schon zu schriftlicher Aufzeichnung verwendeten Nachbardialekte, z. B. von Praeneste und Falerii, mußten zurücktreten. Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache setzte sich infolge von Luthers Großtat der Bibelübersetzung durch; seine urwüchsige, echt volkstümliche Sprache traf in Oberdeutschland, wo man bereits eine eigene Schriftsprache besaß, viele Schwierigkeiten an, so daß ein Basler Buchdrucker seiner Ausgabe der Luther-Bibel ein Wortverzeichnis mitgab, um die „ausländischen“ Wörter in gut Baslerischem Teutsch wiederzugeben. Es handelt sich

dabei um ursprünglich auf verschiedene Mundarten verteilte Wörter wie *Kahn* : *Nachen*, *Mücke* : *Schnake*, *freien* : *heiraten*, *Beutel* : *Säckel*, *harren* : *warten*, *Ziege* : *Geiß*, *Küchlein* : *Hühnle* oder *Hinkel*, *fett* : *feist* usw.

Heute dürfen meist beide Wörter, der mittel- und der oberdeutsche Ausdruck, als schriftdeutsch gelten; es haben sich also in der Schriftsprache schließlich Bestandteile von landschaftlich verschiedener Herkunft zusammengefunden. Solche Entlehnung und Vermischung ist für eine Schriftsprache geradezu bezeichnend. Auch viele niederdeutsche Formen, wie *Flagge*, *Ebbe*, *schmuggeln*, *Nichte*, *Krempe*, *Küken*, *Nelke* sind schriftsprachlich geworden. Mitunter finden wir seltsame Mischformen, wie z. B. *Schneewittchen*, wo an das niederdeutsche *witt* „weiß“ das oberdeutsche Verkleinerungssuffix *-chen* antrat (gegen plattdeutsch *-ke* oder *-ing*). Oft tritt eine Bedeutungs-differenzierung zwischen zwei schriftsprachlich gewordenen Gestalten ein und desselben Worts ein. So ist z. B. *drucken* die oberdeutsche Seitenform von *drücken*. Ähnlich verhalten sich *klöppeln* : *klopfen*, *Deich* : *Teich*, *Beet* : *Bett*, *Heringslake* : *Lache*, *Rippe* : *Riff*, *EGge* : *Ecke* und andere. In Eigennamen spiegelt sich gleichfalls dieser Gegensatz der einzelnen Mundarten, z. B. *Kohler* : *Köhler*, *Möller* : *Müller*, *Wegner* : *Wagner*, *Neuenburg* : *Naumburg*, *Innsbruck* : *Osnabrück*, *Allgäu* : *Rheingau* usw. Die Schriftsprache gleicht einem langsam und träge dahinfließenden Strom, in den von allen Seiten Nebenflüsse und klare Gebirgsbäche einmünden. Neben dem bewußten Neuschaffen der Dichter ist dieser mundartlichen Zufuhr eine langsame Fortbildung der Schriftsprache zu danken. Aber das ununterbrochene Zuströmen von lebendigem Sprachgut aus der Mundart des Volkes treffen wir nur in Süd- und Mitteldeutschland; in Norddeutschland wird nur deshalb das angeblich korrekteste Schriftdeutsch gesprochen, weil der Abstand des Plattdeutschen vom Hochdeutschen viel zu groß ist für unmittelbare Einwirkungen.

Sprachwissenschaftliches Interesse haben sogenannte „überkorrekte“ Formen, wenn nämlich auf deutlich bewußte Unterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache am falschen Ort Rücksicht genommen wird: der Sachse weiß, daß in seiner Aussprache hochdeutsches *k* und *g* zusammenfallen (*Gaffee*, *Ginschtler* „Künstler“), daher setzt er im Bestreben, schrift-

deutsch zu reden, auch für *g* ein *k* ein (z. B. *Kutester*). Ein Frosch heißt im Plattdeutschen *'ne Pogg*; daher schrieb die Mutter eines an den Wasserpocken erkrankten Kindes in der Entschuldigung an den Lehrer von *Wasserfröschen* als einer Krankheit. Unser Wort *Zins* ist aus lat. *cēnsus* entlehnt; wenn wir im Altsächsischen *tins* haben, kann dies nur nach dem sonstigen Verhältnis von ahd. *z-* zu as. *t-* künstlich gebildet sein. Im Gegensatz zu *au* im schriftsprachlichen Latein sprach das Landvolk *ō*; deshalb nannte sich der Feind Ciceros, der altadlige *Claudius*, um dem Proletariat zu schmeicheln, *Clōdius*. Als ein Konsular namens *Flōrus* den Kaiser Vespasian, der öfters dies plebejische *ō* sprach, deshalb mahnte, nannte er ihn am anderen Tag, aber natürlich nur zum Scherz, *Flawrus*. Da *Büx* im Plattdeutschen „Hose“ bedeutet, redete jemand, der sich hochdeutsch ausdrücken wollte, von der „Hose“ der Pandora.

Wenn die Schriftsprache der lebendigen Entwicklung der gesprochenen Rede fernsteht, so ersetzt sie diesen Mangel durch einen anderen Vorzug: sie ist das Werkzeug der geistig produktiven Menschen, in der Kunstsprache erhalten daher die rein ästhetischen und künstlerischen, die stilistischen und rhythmischen Momente eine erhöhte Bedeutung. Die Schriftsprache liefert dem Dichter und Schriftsteller das Werkzeug zu seinem Schaffen, nicht einen spröden Stoff wie dem bildenden Künstler, nicht bloße Klänge wie dem Musiker, sondern engstens mit dem menschlichen Geistesleben verflochtene Klanggebilde, die rhythmisch und architektonisch gegliedert werden müssen. An den einzelnen Wörtern hängt das Denken und Fühlen der ganzen Sprachgemeinschaft, sie sind von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Besondere Begleitgefühle geben dem Wort gleichsam eine Seele, es lebt und bebt von geistigen Schwingungen, und so unterscheidet sich das geflügelte Werkzeug des Dichters aufs schärfste von dem starren Material der anderen Künstler. Das Bestehen einer Schriftsprache neben den Volksmundarten kann also leicht zu dem Gegensatz von Kunstseite und Naturseite der Sprache führen. Nicht als ob es der natürlichen Volksrede an ästhetischen Trieben fehlte; ganz im Gegenteil: haben wir doch gerade scharf betont, daß viele Bedeutungsverschiebungen, viele Neuerungen anregender Sprecher ästhetischen Beweggründen entspringen und daß

neben der Zweckmäßigkeit vor allem Klarheit und Schönheit das Ziel einer jeden Sprachentwicklung bildet, die über die „Stoffperiode“ hinausgekommen ist. Zweifellos haben die Dichter nur verfeinert und weitergeführt, was sie in der Volkssprache bereits kräftig wirksam sahen. Dahin gehört vor allem die Freude am Klang. Daß z. B. der Reim in einer Neigung begründet ist, ähnliche Eindrücke durch lautähnliche Wörter wiederzugeben, haben wir an den sogenannten Reimwortbildungen oben S. 39f. gesehen. Gerade volkstümliche Wendungen zeigen den Reim, wie: *sich recken und strecken, Lug und Trug, in Saus und Braus, in Hülle und Fülle, mit Sack und Pack, unter Dach und Fach, mit Ach und Krach, auf Schritt und Tritt, außer Rand und Band* usw. Auch Vokalablaut ist in volkstümlichen Wendungen beliebt, wie *Singsang, Klingklang, Krimskrams, Wirrwarr, Zickzack*, thüring. *bitzenbatzig* „eingebildet“. Ein weiteres sprachliches Kunstmittel, das in die ältesten Zeiten zurückreicht, ist die Alliteration, die wohl im letzten Grunde aus dem Zauberspruch und aus Weissagesprüchen stammt und eine geheimnisvoll magische Bindung zweier Wörter darstellt: *Kind und Kegel, dick und dünn, Feuer und Flamme, Rast und Ruh, los und ledig, fix und fertig, mit Haut und Haar, klipp und klar, Wind und Wetter, Küche und Keller*; besonders sei auf alliterierende Zusammensetzungen aufmerksam gemacht, wie *bitterböse, lichterloh, blitzblank, wetterwendisch, windelweich, nagelneu, Firlenzanz* (reimend mit *Tanz*; mhd. *virlei* „eine Art Tanz“), *grasgrün, stocksteif, himmelhoch, Trippstrill* (*tripsen* „neugierig fragen“, *trillen, drillen*, „plagen“). Auch in anderen Sprachen kommt Ähnliches vor: mit Bildungen volkstümlicher Art, wie *ritzerot, blitzblau, brün-braun-brintzig* (*brün* assimulatorisch für *grün*?) „schmutzig grau-braune Farbe“, vergleiche man z. B. türkisch *mas mavi* „ganz blau“, *yem yeşil* „ganz grün“, *mos mor* „ganz violett“, *kap kara* „ganz schwarz“, *bem beyaz* „ganz weiß“ usw. Wortspiele aller Art sind stets im Volk beliebt: *die Suppe ist in Brandenburg gewesen* d. h. angebrannt, *nach Bethlehem gehen* „zu Bett gehen“, *er ist aus Habsburg* d. h. habgierig, italien. *andare a Piacenza* „gefallen“ wegen *piacere*, franz. *Rebecca* „zänkische Person“ wegen *rebéquer* „widersprechen“, *venir de Cracovie* „aufschneiden“ wegen *craquer*. Bei der Volksetymologie sehen wir oft den Volkswitz sich an Wortspielen erfreuen, wie z. B. *Dreh-*

angel für *Triangel*, *garstiges Fieber* statt *gastrisches Fieber*, *Gregorius* statt *Chirurgus* (Unkel Bräsig bei Fritz Reuter) usw. Die Lust am Rhythmus zeigt sich schon in der Kindersprache und liegt manchen Gesetzen der Wortstellung zugrunde. Das Flattern und der ruckweise Flug des Schmetterlings wird sprachlich durch gebrochene Reduplikation gemalt: lat. *pāpiliō*, franz. *papillon*, nhd. dial. *Feifalter*, schweiz. *fifalterli*, norweg. *fivrelde*. Wir haben früher gesehen, welche Bedeutung das Begleitgefühl für die ästhetische Wirkung der Sprache besitzt; es ist nicht zu bezweifeln, daß auch in der Wortbildung gelegentlich ästhetische Momente mitsprechen, so wenn z. B. *i* ein helles, *a* ein dumpfes Geräusch malt wie in *trippeln* gegen *trappeln*, *knittern* gegen *knattern*, *quieken* gegen *quaken*.

Alle diese ästhetischen Motive, die Beseelung und Verbildlichung, der architektonische Aufbau des Wortgefüges werden in der Kunstsprache dann weiter gepflegt und veredelt. Aber trotz dieser stilistischen und künstlerischen Überlegenheit bleibt die Schriftsprache eine mit Bedacht gezüchtete Treibhauspflanze, an der bewußt herumgestutzt und geschnitten wird und die unablässigen Zustrom von Nahrung aus der lebendigen Mundart zum Weitergedeihen unbedingt nötig hat. Der Hochmut, mit dem man oft auf die Mundart herabschaut, ist vom Standpunkt des Sprachforschers ganz unangebracht. Gerade im Dialekt findet sich oft noch viel Altertümliches und Unverfälschtes, er ist weit urwüchsiger und frischer als die ausgeglichene, konventionelle, ausgeleierte Gemeinsprache, wo oft künstlich erklügelte, völlig willkürliche Regeln ersonnen werden müssen, um den Sprechenden zu befehlen, was recht und was falsch sein soll.

10. Der Gedanke der Weltsprache

Es werden auf der Welt mehr als zweitausend Sprachen gesprochen, und angesichts dieses schrecklichen Sprachgewirrs denkt man unwillkürlich an die Erzählung der Bibel, daß dieser Wirrwarr eine Strafe Gottes für die Vermessenheit der Menschen sei. Daß die bunte Mannigfaltigkeit der Sprachen an und für sich etwas Unerwünschtes, dem Verkehr Hinderliches ist, darüber kann kein Zweifel walten. Freilich liegt sie in der Natur der Sprache selbst, in ihrer Veränderlichkeit, begründet, die notwendig zu einem Auseinandergehen, zur

Spaltung führen muß, und ebenso in der Verschiedenheit der Menschen, die sich nach ihren Anlagen und ihren Bedürfnissen ihre geistige Welt aufgebaut haben. Wo die praktischen Schwierigkeiten zu lästig werden, da setzt sich eine Verkehrssprache in weitem Umkreis durch, z. B. das Haussa im Sudan, das Suaheli in Ostafrika, Pidgin-Englisch im Fernen Osten. Innerhalb eines Reiches bekommt die Sprache seiner Herren allgemeine Gültigkeit. Überdies bringt es die politische Entwicklung mit sich, daß infolge der Großmachtstellung eines Volkes die Benutzung seiner Sprache auch anderen Völkern aufgezwungen wird, daß sie sich zur „Weltsprache“ erhebt. So war einmal Akkadisch eine Sprache des internationalen Verkehrs. Später hatte das Persische für Vorderasien allgemeine Geltung. Die griechische Gemeinsprache in hellenistischer Zeit, die Machtstellung des Arabischen im Umkreis des Islam sind bekannte weitere Belege für eine solche Entwicklung. Zur Zeit des Sonnenkönigs schwang sich das Französische zu der Kultursprache Europas auf, und heute hat dank seinem einfachen Bau, der großen Zahl der Sprecher und der politischen Macht ihrer Länder das Englische weithin die Mittlerrolle übernommen. Für das Sondergebiet der Wissenschaft ist Latein sehr lange als allgemeines Verständigungsmittel beliebt gewesen, was insbesondere bei philologischen, theologischen, juristischen und allgemein historischen Stoffgebieten sich einigermaßen durchführen ließ.

Es liegt nahe, eine Sprache möglichst einfachen und leichten Baues künstlich zu schaffen, die man als allgemeines Verständigungsmittel in der ganzen Welt gebrauchen könnte. Schon Leibniz plante, wenn auch zunächst nur für die Zwecke der Philosophie, eine Universalsprache, die sogenannte *spécieuse générale*, von der er in einem zwei Jahre vor seinem Tode geschriebenen Brief redet. Der Chemiker, der Mathematiker und Astronom, auch der Apotheker hat in seinem Fachwortschatz eine Art künstlicher, internationaler Berufssprache, die überall auf der Welt in dem besonderen Kreise verstanden wird.

Aber der ansprechende und zunächst so einleuchtende Gedanke, eine künstliche Weltsprache zu schaffen, läßt sich praktisch nicht so leicht verwirklichen, wie es bei oberflächlichem Zusehen aussieht. Zwar ist gewiß innerhalb enger Anwendungsgrenzen ein primitives internationales Aus-

drucksmittel möglich und sogar wünschenswert, wie jeder Reisende bestätigen wird. Es gibt ja einen Hotel-Telegraphenschlüssel für Zimmerbestellungen, der vom internationalen und vom Schweizer Hotelier-Verein aufgestellt wurde, z. B. *Alba* „1 Zimmer mit 1 Bett“, *Bonad* „2 Zimmer mit 4 Betten“, *Paß* „Aufenthalt von einer Nacht“ usw. Man hat auch eine Ziffernsprache aufgestellt: ein kleines Wörterbuch gibt die Ziffer, die für einen Gegenstand vereinbart ist; jedermann könnte nach einem solchen im kleinsten Format hergestellten Wörterbuch sich verständlich machen.

Allein bei so bescheidenen Zielen, die sich zweifellos erreichen lassen, mochte man nicht stehen bleiben; man wollte mit den verschiedenen Systemen des *Volapük*, *Esperanto*, *Ido*, *Pasilingua*, *Universal*, *Neutral*, *Mondial* usw. tatsächlich eine vollwertige, ausdrucksreiche Weltsprache schaffen, die auch zu schriftstellerischen und literarischen Zwecken, nicht nur zur notdürftigen Verständigung zu gebrauchen sei. Aber so leicht es ist, etwas Derartiges theoretisch auszusinnen, so schwierig ist es, praktisch den allgemeinen Gebrauch herbeizuführen. Denn gerade unsere nähere Betrachtung des Sprachlebens hat gezeigt, daß jede Sprache sich dauernd verändern muß. Nehmen wir selbst an, alle Menschen der Welt beherrschten eine solche künstliche Sprache, dann müßte sie sich alsbald umbilden und differenzieren, um so mehr als die verschiedenartigsten Rassen, die in größtem kulturellem Gegensatz lebenden Völker dieses Verständigungsmittel ihrer geistigen Reife entsprechend völlig verschieden handhaben müßten. Die Vorfahren der Inder, Griechen, Römer, Germanen, Slaven usw. haben ja einst ein und dieselbe Sprache gesprochen. Vor unseren Augen sehen wir die römische Weltsprache in das Französische, Rumänische, Italienische, Spanische usw. auseinanderfallen. Solche Tatsachen lehren, daß eine wirklich lebendige Weltsprache sofort wieder zu Verschiedenheiten führen müßte, die sie in kürzester Zeit ihrem praktischen Zweck entfremden würde. Denkt man sich aber vorderhand die Sachlage so, daß neben der heimischen Sprache noch eine internationale Weltsprache von allen Erdbewohnern gesprochen werden soll, dann sind die Schwierigkeiten überhaupt unüberwindbar: denn dann würde es sich um eine jedesmalige Übersetzung in dieses Kunstprodukt handeln. Wir brauchen nur an die verschiedenen Typen des

Sprachbaues zu denken, an die Arten der Wortfügung, an die bildhaften Redewendungen! Wenn z. B. der ungebildete Slave ins Deutsche übersetzt, sagt er statt *das ist mein Vater* etwa *ist sich Vatter meiniges*. Im sogenannten Pidgin-Englisch sieht man, wie ein Chinese versucht, Englisch zu sprechen. Wo soll gegenüber einem Kunstgebilde Sprachgefühl herkommen, da doch in der Verschiedenheit der menschlichen Sprache der Unterschied des geistigen Wesens der Völker zum Ausdruck kommt?

Damit gelangen wir, wenn wir von weniger wichtigen Einwänden absehen, gleich zu dem eigentlichen Kernpunkt dieses Problems: erst wenn alle Menschen des Erdenrunds wirklich Brüder wären, wenn sie eine einheitliche Kultur hätten, dann würde es Erfolg versprechen, auch eine allgemeine Weltsprache einzuführen: diese würde man aber dann nicht erfinden müssen, sondern sie würde sich infolge dieser Entwicklung zum Kosmopolitismus und Weltbürgertum, zur internationalen Einheitszivilisation schon von selbst darbieten. Hinter einer Weltsprache muß der Geist einer allgemeinen Weltkultur stehen, sonst wird sie sich nie verwirklichen lassen. Und sie muß dann eine lebendige Sprache sein, d. h. sich weiter entwickeln. Erst wenn die Forderungen lebensfeindlicher Lehren, die auf eine geistlose Gleichmacherei, auf eine Schablonisierung der Menschheit, auf Bekämpfung alles geistig Hervorragenden, auf Entnationalisierung, auf Verneinung von Genie und Talent lossteuern, erfüllt und auf der ganzen Welt verwirklicht wären, könnte man sich einige Hoffnung auf die allgemeine Verbreitung einer ebenso schablonenhaften, verstandesmäßigen und farbenberaubten künstlichen Weltsprache machen. So wie die Dinge stehen, wird die Weltsprachenbewegung nur theoretischen Wert haben, wenn sie sich nicht ganz bescheidene Ziele setzt.

Zwei Grundrichtungen der Sprachbetrachtung

Aus unseren Ausführungen ergeben sich jetzt klar und deutlich die Ziele und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Da die Sprache niemals losgelöst vom Menschen sich entwickeln kann und nur ein von ihm allmählich ausgebildetes geniales Ausdrucks- und Mitteilungssystem für seine inneren Empfindungen, seine Eindrücke und Willensstrebungen darstellt, ist sie zweifellos eine Geistes- und Kulturwissenschaft. Aller Wandel im sprachlichen Ausdruck beruht im letzten Grunde auf den Anregungen, Neuerungen und Abweichungen führender, vorbildlicher Einzelpersonen. Er wird, zugunsten der Fortdauer der Verständigungsmöglichkeit, in Grenzen gehalten durch die entgegenwirkende Kraft des Beharrens, die in der Masse der Sprecher verkörpert ist. Aber auf diesem Kampf zwischen Individuum und Masse beruht überhaupt der Fortschritt aller Kultur, er ist ein Grundproblem der modernen Zivilisation, er hat im Grunde ganz allgemein den Verlauf aller Geschichte bestimmt. Damit ordnen wir das sprachliche Geschehen in das Ganze der Kulturentwicklung ein.

Nichts ist engherziger und beschränkter, als die Sprachwissenschaft mit Grammatik, sei es beschreibender oder historischer Art, gleichsetzen zu wollen. Aus der Sprache selbst ist ja keine Erklärung zu gewinnen, weil einzig der Geist der Sprecher die Art ihres Mechanismus erklären kann, nicht eine in ihr selbst wohnende und wirkende Kraft. Aus sich selbst heraus kann man die Sprache nie verstehen und begreifen, weil in ihrem Schematismus an und für sich gar keine irgendwie gestaltende und schöpferische Potenz enthalten ist, die nicht der menschliche Geist hineingelegt hat. Grammatik ist nichts weiter als ein System von Schienen, auf denen die sprachlichen Gebilde nach Belieben und Bedarf hin und her geschoben werden, ein Netzwerk, in dessen Geflecht die Formen festen Halt finden, ein Grundriß, nach dem immer neu gebaut wird. Und dieses Schienensystem, dieses Netzwerk, dieser Bauaufriß sieht bei jedem Volk verschieden aus und wandelt sich im

Laufe der Zeit: Die Erklärung für die jeweilige Gestalt sowohl dieses grammatikalischen Gerüstes als auch der einzelnen Sprachgebilde, die an ihm angebracht werden, kann nur beim menschlichen Geist gefunden werden. Da fast alle geistigen Werte uns durch die Sprache erst verdeutlicht werden, da erst mittels dieses selbstgeschmiedeten sprachlichen Werkzeuges der Mensch zu scharfem höherem Denken vordringen konnte, da aller Verkehr der Menschen nur mittels dieses ungeheuren sozialen Faktors der Sprache möglich ist, gebührt der Sprachwissenschaft sogar eine grundlegende Bedeutung für alle sogenannten Geisteswissenschaften, mit Einschluß der Philosophie, sie liefert gleichsam ein geistiges Band, das sie alle verbindet. Daher muß die Sprachforschung in engster Fühlung mit den anderen Kulturwissenschaften bleiben, deren Ergebnisse ihr oft neue Erklärungen rein sprachlicher Erscheinungen liefern können. Denn alle möglichen kulturgeschichtlichen Wandlungen spiegeln sich in der Sprache wider. Derselbe Geist, der die Architektonik eines Sprachbaues veranlaßte und bestimmte Stilarten bevorzugte, wirkte auch auf anderen Gebieten der Kunst, und es muß ein fernes Ziel der Sprachwissenschaft sein, die Sprachentwicklung aus dem Verlauf der gesamten Kulturentwicklung zu erklären, da die Geistesrichtung, in der die Architektonik eines Sprachgebäudes begründet ist, sich notwendigerweise auch auf anderen Gebieten der Kultur desselben Volkes äußern muß.

Man kann eine einzelne Sprache unter zwei verschiedenen Blickwinkeln betrachten, im Querschnitt und im Längsschnitt, d. h. entweder schildert und beschreibt man das Formenmaterial, den Wörternvorrat und die verschiedenen Verwendungsarten der Sprachgebilde auf einer besonderen Stufe der Entwicklung, man lehrt, wie zu einer bestimmten Zeit ein Volk seine inneren Eindrücke sprachlich wiedergibt, wie es in jeder Hinsicht das Ausdrucksmittel der Sprache handhabt. Man kann zweitens aber auch die Längsrichtung einer Sprachentwicklung in Form und Bedeutungsgehalt schildern: man zeigt, wie sie sich im Verlauf der Jahrhunderte entwickelt und verändert hat, und sucht die Gründe dieser Veränderung zu ermitteln, man wird dazu geführt, ihre Verwandtschaft mit anderen Sprachen zu entdecken, mit denen sie denselben Ausgangspunkt gemeinsam hatte. Das Ideal einer wissenschaft-

lichen Sprachbehandlung setzt die Vereinigung dieser beiden Forschungsrichtungen voraus, einerseits eine möglichst genaue Beschreibung der gesamten Ausdrucksmittel, andererseits die Erklärung dieser Tatsachen als Schlußglieder einer langen Entwicklungskette durch das Eingehen auf die Geschichte der Sprachformen. Das Seiende wird damit als Gewordenes erfaßt. Dann erst kann auf die tiefer führende Frage eingegangen werden, in welcher Weise das betreffende Volk sich mit der Welt auseinandersetzt und, wieder geschichtlich betrachtet, wie es sich die Welt erschlossen hat durch den Aufbau eines Begriffsgebäudes, durch die grammatischen Kategorien, durch die Baupläne der Sätze.

Man hat den grundlegenden Unterschied von Längsrichtung und Querschnitt bei der Sprachbetrachtung, von „diachronistischer“ und „synchronistischer“ Methode, öfters verkannt und einen Wesensunterschied feststellen wollen, wo es sich nur um einen verschiedenen Standpunkt des wissenschaftlichen Betrachters handelte. Seit langem hat man bei diachronistischer Einstellung das Bild des Stammbaums gewählt, das die Abzweigungen von einer gemeinsamen Ausgangsform gut veranschaulicht. Man zieht jetzt meistens diesem Stammbaum-schema auf Grund der sogenannten „Wellentheorie“ eine Darstellungsweise vor, die unter dem Bild sich schneidender Kreise die Zusammenhänge zwischen verwandten Sprachen vergegenwärtigt; die gemeinsamen Kreisausschnitte sollen das Zusammengehen der Nachbarsprachen in bestimmten gemeinsamen Eigentümlichkeiten bezeichnen. Bei diesem Bild erscheinen die verwandten Dialekte oder Sprachen als durch mannigfache Übergänge miteinander zusammenhängende Bestandteile eines kontinuierlichen Ganzen. Es wird wohl nicht genügend beachtet, daß beide Bilder durchaus gleich brauchbar sind. Nur ist der durch den Stammbaum aufgewiesene Zusammenhang ein Längsschnitt, der durch die Wellentheorie veranschaulichte aber ein Querschnitt. Diese nimmt z. B. denjenigen Zeitpunkt aus der Entwicklung der indogermanischen Sprachen heraus, als sie noch unmittelbar vor der Loslösung voneinander standen, den Augenblick vor der „Völkertrennung“; jener aber verfolgt die Entwicklungslinie der Einzelsprachen.

Oder ein anderes Beispiel: neuerdings pflegt man die dialektischen Unterschiede innerhalb einer Sprache sich auf besonderen

Sprachkarten klarzumachen, wo die Stellen des Auftretens bestimmter lautlicher Eigenheiten, bestimmter Formen, ausgewählter Wörter durch Linien miteinander verbunden werden, durch sogenannte „Isophone“ und „Isoglossen“. Man sieht daraus, wie von bestimmten Kulturzentren aus Spracherscheinungen ausstrahlen, wie geographische und historische Momente aller Art bei der Ausbreitung von Neuerungen sich geltend machen, wie der Dialekt eines kulturell überlegenen Stammes sich auf Kosten der Nachbarmundarten ausdehnt. Den Forschern, die in dieser Weise den Querschnitt der Sprache zu untersuchen pflegen, kommen die regelmäßigen lautlichen Veränderungen, die Lautgesetze, die durch die diachronistische Untersuchung ein für allemal bewiesen sind, wie ein längst überwundener Standpunkt vor. Dieser scheinbar unversöhnliche Gegensatz löst sich sofort auf, wenn wir uns des getrennten Standpunktes der Forscher bewußt sind: Sprachgeographie ist eine synchronistische Methode, die Regelmäßigkeit des Lautwandels aber ist durchaus nur diachronistisch aufzufassen. Der Zustand der allmählichen Übergänge von einem Dialekt zum anderen und der sehr verschiedenen Reichweite der einzelnen Spracherscheinungen, wie ihn die Sprachkarten zeigen, war zu jeder Zeit vorhanden; aber wenn wir dann im Längsschnitt die Sprechweise durch die einander ablösenden Zeitstufen verfolgen, so finden wir für jede Lautveränderung zwar eine Zeit des Schwankens und des allmählichen Vordringens, aber das schließliche Ergebnis läßt sich in die einfache Form der Lautregel fassen.

Unendlich viel Aufgaben hat die Sprachforschung noch zu erfüllen, für viele Gebiete wie z. B. die Semasiologie, sind noch nicht einmal ganz tragfähige Fundamente vorhanden, die meisten Sprachen der Erde sind bis jetzt nur mangelhaft beschrieben, geschweige denn näher wissenschaftlich erforscht, neue Funde werden neues Licht auf noch kaum geahnte Zusammenhänge werfen. Und alle diese Studien werden beitragen, den menschlichen Geist und sein Wesen zu verstehen, dessen unmittelbare Äußerungen wir eben in der Sprache vor uns haben; in ihr liegen wortgewordene Gedanken von Jahrhunderten vor, nur in der Sprache ist der Geist wirklich zu packen und zu erforschen. In den verschiedenen Sprachen hat die verschiedene Denkweise der Völker Form und Gestalt

gewonnen, die Sprache ist die älteste Geschichtsquelle, die wir besitzen, sie ist die einzige Stufenleiter, auf welcher der Mensch sich über die Natur um ihn herum himmelwärts erheben kann, sie ist die eiserne Klammer, die Geistiges und Sinnliches unlösbar zusammenzwingt. Hinter jeder wohlüberlegten Tat steht der Gedanke, der Entschluß, aber ohne das Wort wäre kein scharfes Nachdenken, kein reifliches Erwägen möglich; nur blinde Triebe, nur Instinkte beeinflussen ohne Sprache unser Tun und Lassen. Wir können also Faust nicht recht geben, wenn er das Wort so hoch unmöglich schätzen kann, und bleiben bei dem tiefen Sinn des heiligen Originals, der freilich bei der Übersetzung in das „geliebte Deutsch“ in unrichtiger Weise wegen der schimmernden Bedeutungsfülle des griechischen Wortes *lógos* eingezwängt wird:

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“

Weiterführende Literatur

- AMMANN, H., Die menschliche Rede, Lahr 1925/28
- BACH, A., Geschichte der deutschen Sprache, 6. Aufl.; Heidelberg 1956
- BALLY, CH., Le langage et la vie, 3. Aufl.; Genf u. Lille 1952
- BLOOMFIELD, L., Language, New York 1933; engl. Ausg. London 1935
- BRUGMANN, K., Kurze vergl. Gramm. d. indogerm. Sprachen, Straßbg. 1904
- CASSIRER, E., Phil. d. symbol. Formen. I. Teil: Die Sprache, Bln. 1923
- DELBRÜCK, B., Einl. i. d. Stud. d. indogerm. Sprachen, 6. Aufl.; Lpzg. 1919
- DEVOTO, G., I fondamenti della storia linguistica, Florenz 1951
- ERDMANN, K. O., Die Bedeutung des Wortes, 4. Aufl.; Leipzig 1925
- FINCK, F. N., Die Haupttypen des Sprachbaus, Leipzig 1910
- Die Sprachstämme des Erdkreises, Leipzig 1909
- FRIEDRICH, J., Entzifferung verschollener Schriften und Sprachen, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1954
- FRIES, CH. C., The structure of English, New York 1952
- GARDINER, A., The theory of speech and language, 2. Aufl.; Oxford 1951
- GLINZ, H., Die innere Form des Deutschen, Bern 1952
- HAVERS, W., Handbuch der erklärenden Syntax, Heidelberg 1931
- HOLZ, H. H., Sprache und Welt, Frankfurt 1953
- JESPERSEN, O., Language, London 1922; übers. von R. HITTMAIR u. K. WAIBEL, Heidelberg 1925
- KAINZ, F., Psychologie der Sprache, Stuttgart 1941/56
- KIECKERS, E., Die Sprachstämme des Erdkreises, Heidelberg 1931
- KRAHE, H., Sprache und Vorzeit, Heidelberg 1954
- Indogermanische Sprachwissenschaft, Berlin 1943
- KRONASSER, H., Handbuch der Semasiologie, Heidelberg 1952
- MACKENSEN, L., Die deutsche Sprache unserer Zeit, Heidelberg 1956
- MEILLET, A., Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes, 8. Aufl.; Paris 1937, Neudruck 1949
- u. M. COHEN, Les langues du monde, 2. Aufl.; Paris 1952
- MÜLLER, F., Grundriß der Sprachwissenschaft, Wien 1876/88
- NOREEN, A., Einführung in die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache, übers. von H. POLLAK, Halle 1923
- OTTO, E., Stand u. Aufgabe d. allg. Sprachwissenschaft, Berlin 1954
- PAUL, H., Prinzipien d. Sprachgesch., 5. A. Halle 1920, Neudr. 1937
- PISANI, V., Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft; Indogermanistik, u. J. POKORNY, Keltologie, Bern 1953

- PORZIG, W., *Das Wunder der Sprache*, Bern u. München 1950
- REGULA, M., *Grundlegung und Grundprobleme der Syntax*, Hdlbg. 1951
- RÉVÉSZ, G., *Ursprung und Vorgeschichte der Sprache*, Bern 1946
- SAPIR, E., *Language*, New York 1921
- SAUSSURE, F. DE, *Cours de linguistique générale*, 2. Aufl.; Lausanne 1922
— *Grundfr. d. allg. Sprachwissenschaft*, übers. von H. LOMMEL, Bln. 1931
- SCHMIDT, W., *Die Sprachfamilien u. Sprachenkreise d. Erde*, Hdlbg. 1926
- SCHMITT, A., *Untersuchungen zur allg. Akzentlehre*, Heidelberg 1924
- SCHUCHARDT-BREVIER, herausgeg. von L. SPITZER, 2. Aufl.; Halle 1928
- SEIDLER, H., *Allgemeine Stilistik*, Göttingen 1953
- SOMMER, F., *Vergl. Syntax der Schulsprachen*, 3. Aufl.; Lpzg.-Bln. 1931
- SPERBER, H., *Einführung in die Bedeutungslehre*, Bonn u. Leipzig 1923
- Sprachbetrachtung in der Gegenwart*, Stuttgart 1954 (= *Der Deutschunterricht*, Jahrg. 6, Heft 2)
- STREITBERG, W., *Festschrift, Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft*, Heidelberg 1924
- STURTEVANT, E. H., *An introduction to linguistic science*, New Haven u. London 1947 u. ö.
- TAGLIAVINI, C., *Introduzione alla glottologia*, 4. Aufl.; Bologna 1949
- ULLMANN, St., *The principles of semantics*, Glasgow 1951
- VENDRYES, J., *Le langage*, Paris 1950
- VOSSLER, K., *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, 1923
— *Geist und Kultur in der Sprache*, Heidelberg 1925
- WACKERNAGEL, J., *Vorlesungen über Syntax*, 2. Aufl.; Basel 1926/28
- WARTBURG, W. VON, *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft*, Halle 1943
- WEISGERBER, J. L., *Muttersprache und Geistesbildung*, Göttingen 1929
— *Das Gesetz d. Sprache als Grundlage d. Sprachstudiums*, Hdlbg. 1951
— *Vom Weltbild der deutschen Sprache*, 2. Aufl.; Düsseldorf 1953/54
- WUNDT, W., *Völkerpsychologie*, Bd. I: *Die Sprache*, 3. Aufl.; Lpzg. 1911

Von H. GÜNTERT sind unter anderem noch folgende Werke erschienen:

- Über Reimwortbildungen im Arischen und Altgriechischen*, Hdlbg. 1914
- Über die ahurischen und daevischen Ausdrücke im Awesta*, Hdlbg. 1914
- Kalypso, Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen*, Halle 1919
- Von der Sprache der Götter und Geister*, Halle 1921
- Der arische Weltkönig und Heiland. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen*, Halle 1923

Sachregister

- Ablant 118
 Ableitung 16f., 35, 79, 114
 Abstrakta 65, 67, 69, 71, 99
 Abstraktion 14f., 96f., 99
 Affekt 20, 22, 44f., 92, 103
 Afghanisch 125
 agglutinierend 113, 115f.
 Ägyptisch 122
 Akkadisch 26, 122, 140
 Akkusativ 100
 Akzent 28f.
 Albanisch 125f., 131, 133
 Alchimie 87
 Alliteration 138
 Altaisch 26, 120
 Althochdeutsch 24, 46, 131
 Altindisch 93, 95, 98, 125
 Altpersisch 8, 125, 140
 Altpreußisch 126
 Amtsstil 53
 Analogie 35ff., 72, 100
 Anklang 27f., 34, 38f.
 Annamitisch 114
 Anreihende Sprachen 116
 Aphasie 19
 Arabisch 26, 96, 122, 131, 140
 Aramäisch 122
 Arisch 123
 Armenisch 123, 125f., 133
 artikuliert 22, 105
 Assimilation 42f.
 Assoziation 15ff., 52ff., 71f., 98ff.
 Assyrisch 122
 Äthiopisch 122
 Ausnahmen 27
 Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze 26f.
 Australische Sprachen 96, 120
 Austroasiatisch 20
 Austronesisch 120
 Avestisch 93, 125
 Aztekisch 117
 Babylonisch 122
 Balkansprachen 131
 Baltisch 123, 126
 Balutisch 125
 Bantusprachen 69, 115, 117, 120
 Baschkirisch 120
 Baskisch 98, 115, 121
 Bedeutungsumfang des Wortes 51, 54ff.
 Bedeutungswandel 48ff., 78ff.
 Begleitgefühl 51ff., 137, 139
 Begriff 7, 15ff., 56, 79f., 97, 99, 109
 Bequemlichkeit 42f., 90
 Berberdialekte 122
 Beseelung 62ff.
 Betonung 28f.
 Bezeichnung 14, 105
 Bibel 58f.
 Birmanisch 114
 Bretonisch 126
 Bulgarisch 126, 131
 Burjätisch 120
 Buschmännisch 116, 120
 Chattisch 115, 122
 Chinesisch 26, 28, 112, 114, 116, 118, 124, 131
 Churrisch 117, 122
 Dämonen 65, 67
 Dänisch 126
 Dativ 101
 Denken 7, 14ff., 76f., 109f.
 Denktätigkeit 90
 Deutsch 25, 29, 34, 101, 126
 diachronistisch 145f.
 Dialekte 32f., 136, 139, 146
 Dichtersprache 53, 137f.
 Dissimilation 41f.
 Dravidisch 27, 115, 121
 Dual 93, 96
 Echolalie 20
 Eigennamen 63, 80f., 83, 88, 111, 136
 Einteilung d. Sprachen 113ff.
 Einverleibende Sprachen 115ff.
 Elamisch 122
 Elbslavisch 126
 Englisch 38, 72, 93, 118, 126, 140
 Entlehnung 34, 53, 126ff.
 Eskimoisch 98, 119
 Esperanto 141
 Estnisch 26, 121
 Etruskisch 121
 Euphemismen 85, 89
 Ewe 116
 Fachsprachen 97, 140
 Finnisch 26, 94f., 121, 127
 Finnisch-ugrisch 26, 115, 119, 121
 Flektierende Sprachen 113, 115f.
 Formenreichtum 93ff.
 Formperiode 99
 Französisch 25, 29, 44, 118, 126, 140
 Fremdwörter 129
 Fnbe 68
 Galatisch 126
 Gallisch 126
 Gaunersprache 74
 Gebärden 18, 104f.
 Gedächtnis 21, 108
 Gefühl 84ff. (vgl. Affekt, Begleitgefühl)
 Gefühlslaute 103f.
 Gefühlston 22, 51ff., 56
 Gehirn 19, 107f.
 Gemeinsprache 101, 135
 Genetiv 100f.
 genre animé 70
 Genus 66ff., 116
 Georgisch 115ff., 121
 Germanisch 123, 126
 Gotisch 93, 96
 Grammatik 101
 Grammatisches Geschlecht s. Genus
 Griechisch 25, 93f., 98, 123, 125, 131
 Grönländisch 115, 117, 120
 Grundsprache 26
 Gruppierende Sprachen 116
 Hamitisch 115, 122
 Haplogologie 41f.
 Haussa 140
 Hebräisch 8, 26, 122
 Hethitisch 123ff., 133
 Hören 19f.
 Hottentottisch 44, 68f., 116, 120
 Iberisch 121f.
 Illyrisch 123, 125
 Indianersprachen 98, 115, 119
 Indisch 123, 125 (vgl. Altindisch)
 Indoeuropäisch 123
 Indogermanischer Sprachstamm 26, 112, 115, 117ff., 123ff.
 Indoiranisch 123
 Interjektionen 111
 Iranisch 123ff.
 Irisch 126, 134
 Irokesisch 44, 66
 Isländisch 126
 Isoglossen 146
 Isolierende Sprachen 113f., 116, 118
 Italienisch 25, 45, 94, 125
 Itälisch 123, 125
 Jägersprache 87, 97
 Jakutisch 120
 Japanisch 121, 131
 Judendeutsch 31
 Kalmükisch 120
 Kanaänisch 122
 Kanadisch 132
 Kasikumükisch 68, 121
 Kaspische Dialekte 125

- Kasusbezeichnung 100f.
 Katalanisch 126
 Kaukasussprachen 68, 98, 121f.
 Kehlkopf 12f.
 Keltiberisch 126
 Keltisch 25, 123, 126
 Khotansakisch 124, 131
 Kindersprache 10, 80, 102f., 106f.
 Kirchensprache 53
 Kirgisisch 120
 Klangfreude 138f.
 Klasseneinteilungen 68
 Koine 125, 135
 Kombinatorischer Lautwandel 33
 Kongruenz 66f., 117
 Konjunktionen 84
 Konkordanz 117
 konnektierende Sprachen 115f.
 Konsonanten 13, 45
 Kontamination 40
 Kontinuität der Sprache 92
 koordinierender Akzent 29
 Koptisch 122
 Koreanisch 121
 Kornisch 126
 Krankheiten 63f., 86
 Kreuzung 40
 Kulturelle Sprachverwandtschaft 131
 künstliche Sprachen 140ff.
 Kunstsprache 137ff.
 Kurdisch 125
 Kürzung 42, 89f.
 Kuschitisch 122
 Kymrisch 126

 Labradorisch 120
 Ladinisch 126
 Lappisch 121
 Lateinisch 25, 125, 131, 135, 140
 Lateinische Lehnwörter im Deutschen 127ff.
 Lautabsicht 22
 Lautchronologie 33f.
 Lautgesetze 26ff., 47
 Lautregel 28
 Lautsymbolik 50
 Lautverschiebung 134
 Lautwandel 26ff., 50
 Lehnbedeutung 130
 Lehnübersetzung 130
 Lehnwörter 34, 39, 72, 126ff.
 Lesen 20
 Lesgisch 121
 Lettisch 126
 Litauisch 126, 132
 Livisch 121
 Logik und Sprache 36f., 66
 Luwisch 124
 Lydisch, Lykisch 122

 Magyarisch 121
 Malayisch 116, 127
 Malayopolynesisch 120
 Mandäisch 122
 Mandesprache 116
 Mandschu 120
 Medisch 125
 Melanesisch 96
 Merkmal 79, 81
 Metapher s. Übertragung, Verbildlichung
 Metonymie 89
 Mingrelisch 121
 Mitanni 117
 Moabitisch 122
 Mode 31f.
 Mondial 141
 Mongolisch 26, 120
 Mordwinisch 121
 Mundarten s. Dialekte
 Musikalischer Akzent 28f.

 Nachahmung 10, 30f., 102
 Namen s. Eigennamen
 Naturbelebung 62f.
 Nebenvorstellungen 51f., 56
 Neuerungen 30, 32, 47, 56
 Neupersisch 38
 Neutrum 69ff.
 Niederländisch 126
 Nomen 111f.
 Nordarisch 124
 Nordische Sprachen 119
 Nordkaukasisch 117, 121
 Norm 11, 21, 48, 101
 Norwegisch 45, 126
 Numerus 112f.

 Okkasionelle Bedeutung 51, 56, 58, 81, 88
 Oppositionen 22f.
 Oskisch-umbrisch 125
 Osmanisch 120
 Ossetisch 125
 Ostjakisch 121

 Palaisch 124
 Pamirdialekte 125
 Perfekt 96
 Personifizierung 62
 Phantasie 63ff., 67, 75, 89
 Phoneme 22f.
 Phonetik 13, 22
 Phönizisch 122
 Phonologie 22f.
 Phonologisches System 23, 31, 48
 Pidgin-Englisch 140
 Polabisch 126
 Polnisch 126
 Polynesisch 44
 Portugiesisch 126
 Präfixe 68f.
 Proportion 35
 Provenzalisch 126
 Punisch 122

 Rätoromanisch 126
 Realisierung der Lautabsicht 22
 Realität der Sprache 11, der Wortinhalte 14ff.
 Redeteile 111ff.
 Redewendungen 58ff.
 Reduplikation 96
 Regelmäßigkeit der Lautveränderungen 26ff., 33, 47
 Reim, Reimwörter 39f., 72, 138
 Rhythmus 139
 Romanisch 25, 72, 119, 125f.
 Rückentlehnung 130f.
 Rumänisch 125, 131
 Russisch 44f., 93, 126

 Sachwandel 91
 Sakisch 124, 131
 Samaritanisch 122
 Samoanisch 114, 116
 Samojedisch 121
 Sanskrit s. Altindisch
 Sardisch 126
 Satzbildung 110f.
 Schallnachahmung 103
 Schlagwörter 32, 62
 Schottisch 126
 Schrift 18f., 22, 105
 Schriftsprache 134ff.
 Schriftsprache 134ff.
 Schützenfest 60, 86
 Schwedisch 45, 126
 Semasiologie 49ff., 146
 Semitisch 26, 112, 115, 117, 119, 122
 Serbokroatisch 126, 131
 Siamesisch 114, 116
 Silbenschichtung 41f.
 Sinngehalt der Worte 10, 13ff., 20, 48ff., 104f.
 Skythisch 123, 125
 Slavisch 25, 123, 126
 Slovenisch 126
 Soghdisch 124
 Soldatensprache 74
 Somali 122
 Sorbisch 126
 Spanisch 25, 44f., 126
 Spontaner Lautwandel 33
 Sprache, Wesen der 10f.
 Spracherlernung durch das Kind 10, 106
 Sprachfähigkeit 7, 19, 107f.
 Sprachgefüge 11
 Sprachgeographie 146
 Sprachinseln 132f.
 Sprachkarten 146
 Sprachrichtigkeit 36f.
 Sprachstämme 26
 Sprachstörungen 19f.
 Sprachübernahme 131f.
 Sprachursprung 8, 102ff.
 Sprachveränderung 23ff.

- Sprachvergleichung 25ff., 33f.
 Sprachverwandtschaft 25f., 113ff., 131
 Sprachwissenschaft, Geschichte der 8f.
 Sprechvorgang 11ff., 19ff. 24
 Sprechwerkzeuge 11ff., 21, 43f.
 Sprechzentrum 19f., 108¹
 Stammbaum 145
 Standessprachen 46
 Stimmbänder 12f.
 Stimmton 13, 22f.
 Stoffperiode 98f.
 Studentensprache 74
 Suaheli 117
 Subordinierender Akzent 29
 Sudansprachen 120
 Suffixe 35, 83, 113
 Sumerisch 115, 117, 122
 synchronistisch 145f.
 Synekdoche 89
 Synonyme 56
 Syrisch 26, 122
 Syrjänisch 121
 System der Sprache 11, 21, 48
 Systemzwang 37f.
 Tabu 86
 Telugu 27
 Terminalfelder 108
 Thai-chinesisch 120
 Thrako-phrygisch 123
 Tibetisch 26, 118
 Tibetochinesisch 26, 120
 Tierlaute 103, 106
 Tinnensprachen 43
 Tlatskanal 43
 Tocharisch 123f., 133
 Tod 64
 Trial 96
 Tschechisch 29, 126, 129
 Tscheremissisch 121
 Tscherkessisch 121
 Tungusisch 120
 Turksprachen, Türkisch 26, 95f., 115ff., 120, 124, 127, 131
 Turkmenisch 120
 Turnier 60, 86
 Übersetzung 54f.
 Überkorrekte Formen 136f.
 Übertragung 61, 79, 90f.
 Ugaritisch 122
 Ukrainisch 126
 Umlaut 118
 Umschreibung 95
 Ungarisch 26, 29, 115, 121, 129, 131
 Unregelmäßigkeit 27, 33, 38, 98, 119
 Unterordnende Sprachen 116f.
 Uralisch 120f.
 Urartäisch 122
 Urnordisch 119
 Urschöpfung von Wörtern 79
 Ursprache der Menschheit 8, 102, 119
 Ursprung der Sprache s. Sprachursprung
 Urteil 110
 Venetisch 123
 Verbildlichung 62f., 73ff., 85ff.
 Verbum 111ff.
 Verdunkelung der Bedeutung 82
 Vereinbarung 14
 Verkehrssprache 140
 Verschlusslaute 13
 Verstärkende Vorsilben 83f.
 Verstehen 19ff., 106
 Verwandtschaft der Sprachen s. Sprachverwandtschaft
 Vokale 13, 45
 Vokalharmonie 43, 115
 Volapük 141
 Volksetymologie 39, 138f.
 Vulgärlatein 25, 94, 125
 Wanderwörter 129f.
 Wellentheorie 145
 Weltsprache 139ff.
 Wendisch 126
 Wesen der Sprache 10f.
 Wogulisch 121
 Wortfamilien 97, 99, 114
 Wortspiel 138
 Wotjakisch 121
 Wurzeln 112, 114, 118
 Yaghnobi 124
 Zeichen 16ff., 80f., 102, 106
 Zeichensprachen 105
 Zentralisierender Akzent 29
 Zigeunerisch 125
 Zusammensetzung 79, 83

Wortregister

(in Auswahl)

- abdampfen 74
 abgekartet 87
 Absicht 60, 76
 ächzen 104
 Adler 42
 Album 79
 als, also 51
 anbetreffen 40
 Angst 76
 Angstmeier 83
 Angströhre 74
 anhängen 60
 animus, lat. 76
 Anna 81
 anpumpen 74
 Antlitz 52
 anzapfen 71
 aoidos, griech. 71
 Au 52
 aufbrausend 75
 aufziehen 60, 91
 Ausdruck 77
 auslösen, ausschalten 87
 ausstechen 60
 auswetzen 87
 Auto 42
 Balkon, Ballon 131
 Band, band 51, 56
 bange 75
 -bar 83
 Bär 86, 112
 Barrett 72
 barmherzig 139
 Baron 131
 Bedienter 37
 Beet 51, 136
 begreifen, Begriff 77
 behalten 77
 behende 82
 beklommen 75
 bequem 37
 bereit 82
 Bernhard 81
 Bett 51, 136
 Bibel 88
 bilis, lat. 76
 bitterböse 138
 blauer Dunst, blaues Wunder 87
 Blaustrumpf 130
 blitzblank 138
 blutjung 84
 Bock 42

Bohrer 63, 112
Bologna 41
brandmarken 60
Bräune 79, 81
Brautlauf 88
Brombeere 83
Bruchzahl 130
Bruder 33
Brustkorb 74
bummeln 103
Bundestag 89

Cäsarenwahnsinn 62
Charlatan 40
cholos, griech. 76
Clodius, lat. 137
cogitare, lat. 77
comprehendere, lat. 77
concordia, lat. 76

daß 36, 52
Daumschrauben 60
deliberare, lat. 76
delirare, *delirium*, lat. 77
dero 53
Ding 57
doppelt 40
Drache 127
Drachensaat 42
Drahtkommode 74
drucken, drücken 89, 136
Dummkopf 76, 89
Durchlaucht 130

edcl 78
Eiland 52
einbilden, sich 77
Eindruck 75, 77
einfältig 130
eingehen 87
einsehen 76
Elend 41
Elisabeth 81
Email 131
empfangen 43
engstirnig 76
Entladung 87
entschlafen 86
entsetzen, sich 75, 83
entzücken 76
epistamai, griech. 76
erfassen 77
ermessen 76
erschrecken 75
erwägen 76
esprit, franz. 55

Fackel 128
fähig 77
faßlich 77
Feder 90f.
fel, lat. 76
Feldsee 42
Feldweibel 83
femina, lat. 79f.
Fenster 72, 128
Fensterscheibe 91

Feodor, russ. 44
fertig 82
Fest 88
Firlrefanz 138
Fittiche 52
fixieren 87
Flegeljahre 62
Flinte 91
Florus, lat. 137
Fluren 52
flüstern 103
Folter 52
Frau 48
Fresko 130
Fresse, fressen 52
froh 76
frohlocken 75
frostig 75
Frühling 52
Fürchtgott 81, 111
Fürwort 130

gackern 103
Gage 130
garnieren 130
gediegen 37f.
gefallen 77
Gegend 130
gelt 84
gemein 78
Gemeinplatz 130
Gemüt 55
Gemütsmensch 86
gerädert 60
Germanen 34
gescheit 76
Gesichtspunkt 76
Gestade 52
Gevatter 130
Gewissen 130
gewöhnlich 78
Gift 82
Gimpel 74
glucksen 103
gomo, ahd. 79
Gott 34
Gottlieb 81
Gottseibeiuns 85, 111
grasgrün 138
greinen 39
Grillen 65
Grimasse 131
grübeln 77
Grummet 42
Gruppe 72
Gulden 79f., 112
guma, got. 79
gut 77

-haft 83
Halbwelt 130
halsstarrig 75
Hängematte 39
Hapag 90
Hasenpannier 87
häßlich 82
hätscheln 103

Haupt 52
heim 100
Heimatkunst 62
Heirat 83
-heit 35, 83
hell 82
Hengst 69
herhalten 60
hermetisch 87
Herrenhaus 89
herzlich, herzlos 76
Heuschrecke 75
Hildegund 127
Himbeere 43
himmelangst 84
himmelhoch 84, 138
hineinfallen 87
Hintertreffen 87
Hinterwäldler 130
Hiobspost 59
Hochdruck 87
hochnäsiger 75
Hochspannung 87
Hochzeit 48, 52, 87f.
Hoffart 43
holpern 103
Homburg 43
homo, lat. 16, 79f.
Honigmond 130
Horn 34
humpeln 103

Idee 57
ihro 53
Imbiß 43
ist 119
Istanbul, türk. 88

Jacobsohn 81
jauchzen 104
jodeln 104
Johann 81
johlen 104
juchzen 104
Jungfer 42
Jungfernrede 130
Junker 42

Kalk 128
kalokagathia, griech. 55
kaltblütig 76
Kammer 128
Kampf 127
Karfreitag 83
Kartoffel 41
Käse 129
kaufen 127f.
Kehraus 111
-keit 35
Kelch, Keller, keltern 128
Kessel 128
Kiefer 42
Kilo 42
Kind 71
Kino 42
Kiste 128
klimpern, klirren 103
Klingklang 138

- klopfen, klöppeln 136
 Knabe, Knappe 51
 knallrot 85
 Knecht 57
 knittern 139
 Köder 41
 Kohler, Köhler 136
 König 41
 Korb 128
 Krähwinkel 62
 Krapfen 73
 Kraut 88
 Kreisel 40
 Kübel 128
 Küche 128
 Kuckuck 79
 Kufe 128
 Kuh 69
 Kümmel 41, 128
 Kupfer 128

 Ladenhüter 63
 Leberecht 111
 -lei 83
 Lenz 52
 Lewy 81
 -lich 83
 lichterloh 138
 Lilie 43
 Loge 130
luna, lat. 79, 82

 machen 57, 90
 Mädchen 69, 71
 Maikäfer 69
 männlich 83
 Margarete 81
 markieren 130
 Maske 89
 Mauer 128
 Maul 52
 Maulbeere 41
 Maus 69
meditari, lat. 76
 Meerkatze 39
 Meile 127
 Mensch 15f., 79
-ment, franz. 83
 Michael 81
 Mineralogie 41
 Mord 54
 Mucken 65
 Mühle 128
 Münze 128
 Mutter 52, 69

 nachtschlafend 37
 nagelneu 138
 Nervenbahnen 75
 Niederschlag 87
 niedrig 78

 Ober 42
 oberflächlich 77
oblivisci, lat. 77
 Ochse 69
 Ölzweig 42
 Otter 112

 Palier 41
 panschen 103
papilio, lat. 139
pas, franz. 36
 pazifistisch 41
peacock, -hen, engl. 69
penser, franz. 76
 Pflanne, Pfeffer 128
 Pfeil 72, 127
 Pfeiler 128
 Pfennig 41
 Pflänzchen 86
 Pfund 128
Phobos, griech. 65, 67
phren, griech. 76
 plappern, platschen, plät-
 schern, platzen, plump-
 sen 103
pneuma, griech. 76
 Prahlhans 83
prudens, lat. 77
psyche, griech. 76
 Pupille 74

 quaken, quieken 139

 Rabe 51
 radebrechen 60
 Rappe 51
 Raufbold 83
 Recke 57
 Rehbock, -geiß 69
 Reih und Glied 87
 Rhein 80
rien, franz. 36
 Riesenfleiß 84
 Riff, Rippe 136
 Rose 52f.
 Rötel(n) 79
 rüstig 83

sacer, lat. 57
 Sack 128f.
 Säckel 128, 136
sælde, mhd. 55
 -sam 83
 sauber 128
 Schacht, Schaft 51
 -schaft 83
 schämen 75
 Schandmal 60
 Schau 76
 Scheinwerfer 63
 schirmen 52
 Schlagintweit 111
 Schlangenfrazß 74
 schlecht 77f.
 Schlichtegroll 111
 schlimm 78
 schlürfen 103
 schmeißen 52
 Schnauze 52
 Schneeglöckchen 74
 Schneewittchen 136
 schreiende Farben 85
 Schlüssel 128
 Schwein haben 60

 Schwibbogen 41f.
 schwierig 83
 schwingen 52, 54
scio, lat. 76
 sehr 82
 Senf 128
 sind 119
 Singsang 138
 Sitte, sittlich, Sittlichkeit
 78
 Skritzler 40
 Sohn 69
 Sonnabend 42
 Sonnenaufgang 91
sophrosyne, griech. 55
 Speicher 128
 Speise 89
 speisen 52
spiritus, lat. 76
spleen, engl. 76
 Stadt, statt 51
 steinreich 84
 Stelldichein 111
 Stiefelknecht 63
 Stiefmütterchen 74
 stockdumm, -finster 84
 stocksteif 84, 138
 stolz 78
 Straße 127
 streng 83
 studiert 37
 Stunde 77
 Stute 69
 Suchenwirt 111
 sühnen 51
 summen 103

Takman, ai. 64
 Taler 89
 Teerjacke 89
tempus, lat. 77
terra, lat. 80
thou, engl. 53
 Tischleindeckdich 111
 Tochter 69
 Tod 52, 64
 Töffhöf 79, 103
 tragikomisch 41
 Traugott 111
 Traunstein 42
 trippeln 40, 139
 Tripstrill 138
trophos, griech. 71
 Trumpf 87
 Trunkenbold 83
 Tugend 77
 -tum 83
 Tunichtgut 111

 Übermensch 62
 umsatteln 74
 unpaßlich, unwohl 86

 Vater 33, 69
 Veilchen 54
 verblendet 75
 Verbrechen 77

- verflüchtigen 87
- vergessen 77
- Vergißeinnicht 111
- vernehmen, Vernunft 77
- verquicken 87
- verrückt 77
- versenken, sich 77
- verscheiden 86
- versöhnen 51
- verstehen 76
- vertiefen, sich 77
- Vertikow 89
- Vielfraß 39
- Viertel 42
- virtus*, lat. 55
- Vogel 41
- vorstellen, sich etwas 76
- Wall 127
- Wauwau 103
- weil 84
- Wein 128
- weinen 104
- weitherzig 76
- wenig 82
- Wergeld, -wolf 83
- Wetterleuchten 38 f.
- wetterwendisch 138
- Wiedehopf 83
- windelweich 138
- Wirrwarr 138
- wissen 76
- Wolkenkratzer 130
- Wurzel 83
- Zähne zeigen 75
- Zauberin 41
- Zeitraum 77
- Zentralorgan 75
- Zeppelin 89
- zergliedern 76
- Zickzack 138
- Ziegel 128
- Ziel 60
- Zigarre 72
- Zorn 75
- zucken, zücken 51
- zugeknöpft 75
- zuht*, mhd. 55
- zwar 51, 84
- Zweck 60 ff.
- Zwieback 130
- Zwiebel 74

Weitere sprachwissenschaftliche Werke:

ADOLF BACH

Geschichte der deutschen Sprache

6., erweiterte Auflage, 360 Seiten, Halbleinen DM 17.50

LUTZ MACKENSEN

Die deutsche Sprache unserer Zeit

Zur Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts

198 Seiten, Halbleinen DM 5.80

HANS KRAHE

Sprache und Vorzeit

Europäische Vorgeschichte nach dem Zeugnis der Sprache

180 Seiten, Halbleinen DM 5.80

JOH. LEO WEISGERBER

**Das Gesetz der Sprache
als Grundlage des Sprachstudiums**

Eine Einführung in die Sprachwissenschaft

201 Seiten, Halbleinen DM 8.80

ERNST LEISI

Der Wortinhalt

Seine Struktur im Deutschen und Englischen

119 Seiten, Halbleinen DM 6.—

JOHANNES HAGEMANN

Geistiges Wachstum und muttersprachliche Erziehung

Grundlagen, Möglichkeiten, Grenzen des Deutschunterrichts

116 Seiten, Halbleinen DM 5.20

WALTHER SEIDEMANN

Der Deutschunterricht als innere Sprachbildung

2. Auflage, bearbeitet von Paul Nentwig, 180 Seiten, Halbleinen DM 7.40

QUELLE & MEYER · HEIDELBERG

Date Due

[illegible]

CAT. NO. 23 233

PRINTED IN U.S.A.

P 121 .G745
Guntert, Hermann.
Grundfragen der sprachwissensch

010101 000



0 1163 0205373 5
TRENT UNIVERSITY

P121 .G745
Guntert, Hermann
Grundfragen der
Sprachwissenschaft

DATE	ISSUED TO <i>171556</i>

171556

